

Berliner

# VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.  
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).  
Einzelne Nummer 15 Pf.  
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:  
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.  
Ausgabe für Spediteure:  
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet  
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.  
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.  
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 45.

Sonnabend, den 8. November 1890.

IV. Jahrgang.

**Das eiserne Lohngesetz. — Aus England.**  
**Die Straßenproletariat. — Aus dem Lande**  
**Die eiskühler. — Der Kapitalist. — Schnitzel.**  
**Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Bauern-**  
**Spiegel. — Aus der Geschichte der englischen**  
**Gewerkschaften. — Ein Bettler im Jenseits.**  
**— Aus der Nähe. — Gewerkschaftliches.**

## Parteigenossen!

Nachdem der Text der Parteiorganisation, wie sie in Halle beschlossen wurde, nebst dem Parteiprogramm in großer Auflage im Drucke fertig gestellt ist, theilen wir den Genossen mit, daß Organisationssteige und Programme für 80 Pf. pro 100 Exemplare inkl. Porto durch die Expedition des „Berliner Volksblatt“, Berlin SW., Beuthstraße 3, zu beziehen sind.

Bestellungen sind direkt dahin oder an  
J. Auer, Kaybachstraße 9,  
zu richten.  
Den Betrag bitten wir in Briefmarken einzulösen.  
Berlin, 30. Oktober 1890.

Den Parteigenossen hiermit zur Kenntn., daß die regelmäßigen Sitzungen des Parteivorstandes Dienstag und Freitag jede Woche stattfinden.

**Das Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages in Halle** befindet sich bereits im Druck. Nach einem vorläufigen Ueberschlag wird dasselbe ca. 12 Druckbogen stark. Der Preis wird voraussichtlich 25—30 Pfg. netto, 40 Pfg. ord. betragen.

Um die Höhe der Auflage annähernd feststellen zu können, werden die Genossen allerwärts erlucht, sobald als möglich ihre Bestellungen zu machen, welche an die Expedition des „Berliner Volksblatt“, Berlin SW., Beuthstraße 3, oder J. Auer, Berlin SW., Kaybachstraße 9, zu richten sind.  
Berlin, 31. Oktober.

## Die Parteileitung.

### Das eiserne Lohngesetz.

In seiner Kongressrede über die an unserem Parteiprogramm vorzunehmenden Abänderungen erwähnte Liebknecht auch, daß man gut daran thun würde, den Ausdruck „eiserne Lohngesetz“, der in mannigfacher Beziehung veraltet sei, durch einen präzisieren zu ersetzen. Wie zu erwarten war, haben bürgerliche Zeitungen, diese schöne Gelegenheit, sich sittlich zu enträsten, nicht unbenutzt vorbeigehen lassen. Was — so sagte man — das „eiserne Lohngesetz“, das Zeichen, unter welchem die junge Sozialdemokratie ihre siegreiche Agitation begonnen, das soll zum alten Eisen geworfen werden? So sind die Bourgeoisökonomien, die jenes Gesetz nicht anerkennen und dafür von Lassalle mit so unerhörter Schärfe angegriffen wurden, nun endlich doch gerechtfertigt — und zwar durch das Eingeständniß ihrer wüthendsten Feinde, der Sozialisten selbst. Die ganze Sache hat sich als riesiger Humbug entpuppt, den man nun, da man seiner bei der Agitation nicht mehr zu bedürfen glaubt, einfach zur Seite wirft. Aber es ist unbedacht von den Herren, auf ihre eiserne Lohngehilfenillusion zu verzichten, denn damit fällt der Grund und Eckstein des ganzen sozialistischen Systems.

Und in der That, schon Lassalle hatte seinen Gegnern zugerufen, wenn Ihr mich widerlegen wollt, so zeigt — nur dies eine verlange ich — daß das eiserne Lohngesetz, an dem ich in Uebereinstimmung mit der ganzen bisherigen ökonomischen Wissenschaft festhalte und auf welches meine ganze Beweisführung basiert ist, in Wirklichkeit nicht existirt. Das eiserne Lohngesetz besagt: Der Preis, den der Arbeiter für seine Leistung im Lohne erhält, folgt wie der Preis aller anderen Waaren den Schwankungen von Angebot und Nachfrage. Sobald man aber längere Zeiträume in Betracht zieht und aus den Lohnhöhen der einzelnen Jahre den Durchschnittsarbeitslohn für eine ganze Periode berechnet,

zeigt sich, daß die von Jahr zu Jahr eintretenden Lohnschwankungen sich kompensiren (aufheben). Der Durchschnittsarbeitslohn aller längeren Perioden bleibt also in sofern immer gleich, als er stets nur hinreicht, die nothwendigsten Bedürfnisse des Arbeiters zu befriedigen. (Freilich, fügt Lassalle hinzu, sei einzuräumen, daß das Maß dieser Bedürfnisse nicht rein physiologisch bestimmt werde. Was als „nothwendig“ gilt, hängt in einem gewissen Grade auch von der historisch-ökonomisch bedingten öffentlichen Meinung ab; aus einer solchen veränderten Auffassung des „Nothwendigen“ erklären sich die geringen Schwankungen, welche eine Lohnstatistik auch für die Durchschnittslöhne längerer Perioden eventuell nachweisen könnte.) Die Ursache, warum der Arbeitslohn stetig um das Existenzminimum herumpendelt, liegt darin, daß der Preis der Arbeit ebenso wie der Preis aller anderen Waaren im Durchschnitt sich nach den Erzeugungskosten regelt. Die Kosten für den nothwendigen Lebensunterhalt werden durch das Existenzminimum repräsentirt. Um dieses also bewegt sich der Preis der Arbeit; je nachdem aber Angebot oder Nachfrage überwiegt, steigt er über oder fällt unter diesen Punkt. Wie indeß bei zunehmender Nachfrage nicht nur die Preise der betreffenden Waaren steigen, sondern wie gleichzeitig die Erzeugung solcher Waaren zunimmt, bis der Preis auf sein altes Maß oder unter dasselbe herabsinkt, so natürlich auch bei der Waare Arbeit. Erhebt sich der Lohn über das Existenzminimum, so werden mehr Kinder geboren und durch bessere Pflege am Leben erhalten als früher. Sind dieselben herangewachsen, so hat dieser Menschenzufluß das Arbeitsangebot bedeutend vermehrt. Die Nachfrage ist überfättigt und die Preise weichen. Im umgekehrten Falle tritt das Umgekehrte ein. Sinken die Löhne unter das Existenzminimum, so nimmt die Erzeugung der Waare Arbeit ab, d. h. weniger Kinder als früher werden durchgebracht. Damit verringert sich das Arbeitsangebot und treibt die Löhne wieder auf ihre alte Höhe — auf das Existenzminimum — hinauf.

Nach Lassalle's-Theorie erklärt sich also das Herumpendeln der Löhne um das Existenzminimum daraus, daß dieses die Erzeugungskosten und damit den „natürlichen Preis“ der „Waare Arbeit“ repräsentirt. Das Pendeln wieder, das zeitweilige Steigen und Fallen der Löhne um diesen Punkt herum, wird durch Schwankungen im Verhältnis von Arbeitsangebot und Nachfrage verursacht, Schwankungen, die aber nie von Dauer sein können. Denn jedes Plus und Minus an Löhnen steigert resp. verringert die Volksvermehrung und damit die Masse des künftigen Arbeitsangebotes, wodurch jedes länger dauernde Abweichen des Lohnes vom Existenzminimum verhindert wird. Dieses Minimum wird durch den Mechanismus der kapitalistischen Produktion selbst dem Arbeiter garantirt.

Lassalle's Agitation setzt an diesem Punkte ein. Sie konzentriert die ganze Aufmerksamkeit der Arbeiter auf die Unmöglichkeit, dauernd den Lohn über das Existenzminimum hinaus zu erhöhen. Aus dieser Unmöglichkeit folgert er, daß jede Arbeiterpartei die Aufhebung des eiserne Lohngesetzes selbst, die Beseitigung des der Arbeit anhaftenden Waarencharakters und damit die Herstellung einer sozialistischen Organisation fordern müsse. Wer das leugne, solle erst die Existenz des eiserne Lohngesetzes widerlegen.

Wenn heute vorgeschlagen wird, den Namen des „eiserne Lohngesetzes“ aus unserem Programm zu streichen, so geschieht das selbstverständlich nicht deshalb, weil wir wie die bürgerlichen Gegner dieses Gesetzes die Behauptung aufstellen, der Mensch als Verkäufer seiner Arbeitskraft sei nicht denselben Gesetzen des Waarenaustausches, welche die übrige Waarenwelt beherrschen, unterworfen, er vermöge den Preis für seine Waare über die Erzeugungskosten derselben beliebig und zwar je länger, je mehr hinaufzutreiben. Eine solche Lehre würde in der That dem Arbeiter im Rahmen der heutigen Gesellschaft die Aussicht auf eine durchgreifende

Besserung seiner Klassenlage eröffnen und damit den Nerv der sozialdemokratischen Agitation zerbrechen.

Was die wissenschaftliche Nationalökonomie an die Stelle des „eiserne Lohngesetzes“ gestellt hat, das ist etwas absolut anderes. Indem Marx die wirklichen Bewegungen des Arbeitsmarktes genau verfolgte, kam er zu einer Theorie, welche den beobachteten Thatsachen in einem ganz anderen Maße als Lassalle's eiserne Lohngesetz entsprach und welche andererseits die Hoffnungslosigkeit der Arbeiterklassenlage mit noch viel schärferer Evidenz hervortreten ließ.

Fürs erste stellte Marx einen aus der klassischen Ökonomie in das eiserne Lohngesetz übernommenen Denkfehler ein für alle Male richtig. Wenn der Waarenwerth wie Smith schon unklar und Ricardo deutlich lehrten, durch die in den Produkten kristallisirte Arbeit bestimmt wird, so darf man die Arbeit selbst nicht als Waare, den Arbeitslohn nicht als Preis der Arbeit betrachten. Denn wie kann die Arbeit, welche der allgemeine Werthmesser ist, ihren Werth selbst wieder messen. Die Schwierigkeit verschwindet, wenn man, der Wirklichkeit entsprechend, nicht die Arbeit, sondern die Arbeitskraft als Waare bezeichnet. Der Besitzer derselben ist der Arbeiter, und ihr Werth normirt sich nach der zu ihrer Produktion nothwendigen Arbeitsmenge d. h. nach den nothwendigen Kosten, welche die Aufziehung und der Unterhalt des Arbeiters selbst verursachen.

Es fragt sich aber, ob in dem ökonomischen Mechanismus, wie Lassalle behauptet, die Garantie liegt, daß der durchschnittliche Preis der Arbeitskraft ihrem Werthe gleichkommt. Und diese Frage, welche Lassalle in seiner Formulierung des eiserne Lohngesetzes bejaht, wird von Marx verneint. Wenn selbstverständlich auch ein Steigen der Löhne die Kindersterblichkeit vermindert, eine Lohnsenkung dieselbe erhöht, so ist doch diese — zudem erst nach Jahren sich realisirende — Vermehrung resp. Verminderung des Arbeitsangebotes so gut wie gleichgültig für die wirkliche Gestaltung der Löhne. Denn wie Marx im Kapital unwiderleglich nachgewiesen, setzt der ökonomische Mechanismus, ganz unabhängig von der größeren oder geringeren Bevölkerungsvermehrung, dauernd große Arbeitermassen als industrielle Reservearmee aufs Pflaster. Soll im Durchschnitt eine Waare zu ihrem vollen Werthe gezahlt werden, so ist die Voraussetzung, daß die Produzenten, der Nachfrage im großen Umriß folgend, bald mehr bald weniger davon auf den Markt werfen können. Lassalle hatte behauptet, daß auch die Arbeiter in dieser allen übrigen Waarenbesitzern eigenthümlichen Lage wären. Marx aber leugnet das, und die Erfahrung giebt ihm Recht. Wenn der Kapitalismus ununterbrochen Arbeitskräfte überschüssig macht, so ist der Ueberschuß des Arbeitsangebotes über die Nachfrage eine ständige, nicht, wie Lassalle voraussetzt, eine abnorme, durch zeitweilig stärkere Volksvermehrung hervorgerufene Erscheinung. Da also die Besitzer der Arbeitskraft mit ihrem Angebot die Nachfrage fast stets übertreffen und übertreffen müssen, können die Preise ihrer Waare unglaublich gedrückt werden und dauernd tief unter den Werth derselben herabgehen. Mit anderen Worten: die Löhne reichen meist zur Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft nicht aus. Der Arbeiter stirbt eben vorzeitig, weil ihm die Erhaltungsmittel seiner Waare Arbeitskraft nicht hinreichend zugeführt werden. Das Existenzminimum ist ihm — auch in längeren Perioden — nicht garantirt.

Wenn die Schwankungen des Lohnes nicht durch den Wechsel der Volksvermehrung, also den Wechsel des Arbeitsangebotes hervorgerufen werden, so können sie nur im Wechsel der Arbeitsnachfrage ihren Grund haben, d. h. in den rapid, je nach der Marktlage umschlagenden Werthveränderungen des Kapitals.

„Im Großen und Ganzen, sagt Marx,“ sind die allgemeinen Bewegungen des Arbeitslohns ausschließlich

\*) Kap. Bd. I, 2. Auflage, S. 662.

reguliert durch die Expansion und Kontraktion der industriellen Reservearmee, welche dem Periodenwechsel des industriellen Zyklus entsprechen. Sie sind also nicht bestimmt durch die Bewegung der absoluten Anzahl der Arbeiterbevölkerung, sondern durch das wechselnde Verhältnis, worin die Arbeiterklasse in aktive Armee und Reservearmee zerfällt, durch die Zunahme und Abnahme des relativen Umfangs der Surpluspopulation, durch den Grad, worin sie bald absorbiert, bald wieder freigesetzt wird. Für die moderne Industrie mit ihrem zehnjährigen Zyklus und seinem regelmäßigen Periodenwechsel, der außerdem im Fortgang der Akkumulation durch stets rascher aufeinander folgende unregelmäßige Oscillationen durchkreuzt wird, wäre es in der That ein schönes Gesetz, welches die Nachfrage und Zufuhr von Arbeit nicht durch die Expansion und Kontraktion des Kapitals, also nach seinen jedesmaligen Verwerthungsbedürfnissen regelte, so daß der Arbeitsmarkt bald relativ untervoll erscheint, weil das Kapital sich expandiert, bald wieder übervoll, weil es sich kontrahiert, sondern umgekehrt die Bewegung des Kapitals von der absoluten Bewegung der Populationsmenge abhängig machte. . . . Bevor in Folge der Lohnerhöhung irgend ein positives Wachstum der wirklich arbeitsfähigen Bevölkerung eintreten könnte, wäre die Frist aber- und abetmal abgelaufen, worin der industrielle Feldzug geführt, die Schlacht geschlagen und entschieden sein muß.

Wie unterscheidet sich also Marx' Theorie von der Lassalle's? Dadurch, daß jener — auf Thatfachen, nicht auf Dogmen bauend — bei seiner Untersuchung die Existenz der ständigen industriellen Reservearmee nie aus dem Auge verliert. Weil diese Reservearmee stets vorhanden, darum wird auch nicht einmal das Existenzminimum dem Arbeiter garantiert und darum ist die Gestaltung seines Lohnes nicht von der Volksvermehrung, sondern nur von der stets schwankenden Nachfrage, die das Kapital erhebt, abhängig.

Nun? Welche Lehre ist richtiger und zugleich geeigneter, die Basis einer sozialistischen Agitation zu bilden? Es ist lustig, daß, wenn wir jetzt auch offiziell den Wortlaut unseres Programms der tieferen Auffassung von Marx anpassen wollten, unsere Gegner über Inkonsequenz und Versimpelung zu schreiben beginnen. Ich dachte, sie hätten allen Grund, davon still zu sein.

### Aus England.

Das Bureau für Arbeitsstatistik.

a. e. Die Glanzzeiten des englischen Fabrikinspektors sind längst vorüber; die Berichte der Beamten, die einst mit unerschütterlichem Muth auf der Seite der Arbeiter kämpften, athmen heute eine tödtliche Langlebigkeit; man ist müder verübt, sie noch unter die deutschen Arbeiten zu stellen, nur selten und gleichsam widerwillig liefern sie noch Waffen für die Sache des Proletariats.

Die englischen Enquetes stehen heute ebenfalls nicht mehr auf der alten Höhe. Die altgewordene englische Bourgeoisie fürchtet die Arbeiter und legt daher lieber auf das Vertuschen wie auf die Feststellung unangenehmer Thatfachen; sie ahnt, daß ihr Ende herannahet und sie hat daher die alte Objektivität verloren gegenüber der Klasse, in der sie selber ihre Erbin sieht. Man durchblättere nur die Enquete über die Ursachen „der Depression von Handel und Produktion“ und man wird deutlich gewahren, daß auch die englische Bourgeoisie eine andere geworden ist: nicht nur vielfach zu Schutzzöllen und Retorsionsmaßregeln bereit, sondern auch allen Arbeiterorganisationen und allen Arbeiterschutzmäßigkeiten im Grunde des Herzens feindlich gesinnt. Was die englische Bourgeoisie in der Zeit ihrer Welt handels-Monopolstellung den Arbeitern gewährte, das würde sie heute, wo ihr die fremde Konkurrenz immer auf den Fersen folgt und sie oft sogar aus dem Felde schlägt, gern wieder ungeschehen machen — wenn es angesichts der Macht und Schulung des Proletariats noch ungeschehen zu machen ginge.

Unter den derart veränderten Verhältnissen hat auch ein Institut zu leiden gehabt, das Nützliches und Großes hätte wirken können und das nun zwischen Leben und Sterben dahinsiecht: die arbeitsstatistische Abtheilung des Handelsamtes.

Die Vereinigten Staaten haben bekanntlich schon lange ihre „arbeitsstatistischen Bureau“ in den Einzelstaaten und es ist ganz natürlich, daß in England vielfach Anregungen zu ähnlichen Einrichtungen auftauchten. 1876 verlangte der Sekretär des parlamentarischen Komitees der englischen Gewerkschaften und einer der eifrigsten literarischen Vorkämpfer der Trades Unions, George Howell, in dem damaligen Zentralorgan der Gewerkschaften (The Beehive) ein derartiges Bureau für das Vereinigte Königreich. 1885 betonte der bekannte Großunternehmer und ökonomische Schriftsteller Sir Thomas Brassey die Nothwendigkeit einer Arbeitsstatistik als Grundlage jeder Sozialreform in einem in der Picadillyhalle von Unternehmern und Arbeitern besuchten Meeting. Der einmüthige Anschluß an seine Ausführungen gab den direkten Anstoß zu der von dem berühmten bürgerlichen Radikalen Charles Bradlaugh in der Unterhausung vom 2. März 1886 vorgeschlagenen und auch angenommenen Resolution:

„daß nach der Meinung des Hauses sofort Schritte gethan werden sollten, um in diesem Lande eine vollständige

und genaue Sammlung und Veröffentlichung von die Arbeit betreffenden Statistiken zu sichern.“

Bradlaugh steckte damals in seiner begründenden Rede dem statistischen Bureau sehr weite Ziele:

es sollte zunächst für alle einzelnen Industriezweige des Vereinigten Königreiches (England, Schottland und Irland) die Zahl der Betriebe und der beschäftigten Personen, den Betrag des darin angelegten Kapitals, die Fortschritte oder Rückschritte, sowie die Gründe etwaiger Konzentration in bestimmten Orten und Distrikten feststellen;

es sollte ferner die Gefährlichkeit bestimmter Berufe, die Unfälle, Krankheiten und Lebensgewohnheiten in den einzelnen Arbeitszweigen untersuchen; ebenso die Arbeiterwohnungen, mit besonderer Auszeichnung der vom Unternehmer gegründeten Wohnungen;

weiter sollte es Aufstellungen machen über Aktien-gesellschaften, Genossenschaften, Unternehmungen mit Gewinnbetheiligung der Arbeiter;

über die höchste Kapitalsverwendung im Großbetrieb und die niedrigste im Kleinbetrieb in jeder Branche und über die durchschnittliche Anlage; über das Anlage- und Betriebskapital, über den Werth der verwendeten Rohstoffe, über den Gesamtbetrag der Löhne, des erzielten Productes und des Profites für das Kapital;

dann sollte aber besondere Aufmerksamkeit den besonderen, individuellen Löhnen gewidmet werden: höchste, niedrigste und Durchschnittslöhne, Löhne für Männer, Frauen, Jungen und Mädchen sollten genau geschieden sein; in welchen Zeitabständen (wöchentlich oder in längeren Fristen) die Lohnzahlungen erfolgen, ob Verkaufsläden des Etablissements existiren, wo die Arbeiter bei langen Lohnfristen etwa Credit nehmen müssen; welche Arbeitszeiten bestehen, wieviel Tage im Jahre ein Arbeiter Beschäftigung findet, über das alles hatte nach Bradlaugh das neue Departement zu berichten. Auch Haushaltsbudgets sollte es aufnehmen und die Familien mit auskömmlichem, dürftigem und unzureichendem Einkommen dabei scheiden, unter besonderem Nachweis, wieviel Mitglieder erwerbsthätig sind. Dazu sollten genaue Angaben über die Gewerkschafts- und Klassenorganisation kommen: welche Beiträge hier gezahlt wurden, welche Gelder sich ansammelten, wieviel Lohnkämpfe, Krankenunterstützungen und andere Beihilfen ausgegeben wurde; in welchem Verhältnis in den einzelnen Berufen Gewerkschaftler und Nicht-Unionisten sich mischen, unter Vergleichung der gut und der schlecht organisirten Gewerbe. Weiter sollte eine genaue Uebersicht über die Sparkassen, nach der Höhe der Einzahlungen und dem Verufe der Einzahlter, gegeben werden;

endlich sollten soweit als möglich ähnliche ausländische Statistiken zum Vergleiche herangezogen werden.

Der Plan sah sehr schön aus und der sehr ehrenwerthe Herr Mundella, damals Chef des Handelsamtes, erklärte sich auch bereit, die nöthigen Maßnahmen zu treffen, um dem längst dringend gefühlten Bedürfnis abzuhelfen. Im Handelsamt sah als Vorstand der städtischen Abtheilung Sir Robert Giffen, durch seine Schönfärberversuche bei allen in- und ausländischen Kapitalisten wohl angeschrieben, und ihm unterstellte man den neugeborenen „Labour (Arbeits-) Korrespondent“, Herrn John Burnett, der lange Jahre in der Gewerkschaftsbewegung thätig und einflussreich gewesen war.

An seinem Eifer und seiner Objektivität wollen wir keinen Augenblick zweifeln; nach den bisher erzielten Resultaten müssen wir aber annehmen, daß die Wirksamkeit des neuen Amtes vollständig brach gelegt ist und sein Schöpfer, Herr Bradlaugh, gesteht das soeben auch in einem recht lamentablen Artikel in der „New Review“ ein.

Schon das Memorandum, das Herr Giffen am 21. September 1886 dem Unterhaus vorlegte, goß bedenklich viel Wasser in den Wein des Bradlaugh'schen Programms. Das Memorandum nannte nur folgende Aufgaben des Bureau:

1. „Ausgrabung einiger älterer offizieller und nicht-offizieller Lohnstatistiken, um ein einigermaßen vollständiges Bild des gesellschaftlichen Fortschrittes in Bezug auf die Lohnarbeiterklasse zu bieten“ — solche Ausgrabungen waren bekanntlich schon immer Herrn Giffens Lieblingsbeschäftigung —;

2. Ergänzung dieser Statistiken durch ähnliche ausländische;

3. „ähnliche Angaben über Ersparnisse und die allgemeine Lage derselben Klasse, über Lebensmittelpreise und andere Materialien, welche die Volksmassen besonders betreffen, zu sammeln und zu sichten“;

4. „vollständigere Berichte über Löhne, Arbeitszeit, Nachfrage nach Arbeitskraft und das Zahlenverhältnis der Beschäftigten in den einzelnen Lohnklassen zu erhalten“;

5. „statistische Daten über Preise, Produktion und Kosten der Lebenshaltung zu beschaffen“.

Selbst dieses sehr eingeschränkte und sehr unbestimmte Programm ist aber in keiner Weise erfüllt worden, weil das Schatzamt, das auch in England für Meeres- und Marineausgaben verschwenderisch freigebig ist, für ein bloßes „Arbeits“-Departement keine Mittel zur Verfügung hat! Die Beamten desselben sind wenig zahlreich, sie sind noch mit anderen Arbeiten belastet, und so kommt es z. B., daß die beiden Parlamentärsdrucken,

welche für die Textilindustrien Angaben über die Arbeiter, Arbeitszeiten und Löhne am 1. Oktober 1886 machen, erst im August 1889 und im Juli 1890 erschienen, und zwar, wie Herr Giffen beide Male klagt, wegen des „Mangels an genügenden Kräften, um die Arbeit auszuführen“, wegen des „Unzureichenden des Beamtenstandes“. Wenn man nun dieselben Aufnahmen gar noch für ein paar andere Industrien hätte machen müssen, das Jahrhundert wäre zu Ende gegangen, ehe wir über die Löhne von 1886 offiziell etwas erfahren hätten!

So hat sich die Thätigkeit des arbeitsstatistischen Departements denn darauf beschränkt, einige sehr lückenhafte Mittheilungen über das Schwitzsystem in London und Leeds, über die Nagelschmiede und Kleinfleckenmacher und über die Einwanderung fremder Arbeiter und Paupers nach England zu machen — ferner (hauptsächlich nach alten Handelskammerberichten!) Löhne zusammenzustellen für die Zeit von 1832 bis 1853, und dann wieder von 1855 bis 1883. Dazu traten dann einige Berichte über das Ausland, besonders über die belgische Enquete, eine Reihe zerstreuter Notizen im „Journal“ des Handelsamtes (Board of Trade Journal), Notizen, die schon wegen ihrer Unzulänglichkeit für das allgemeine öffentliche Leben ohne Bedeutung sind.

Einen guten Anlauf nahm das Arbeitsamt mit dem Versuch, Haushaltsbudgets für Arbeiter zu sammeln. Aber es blieb weit hinter dem Ziele zurück. Auf 730 im Jahre 1887 ausgesandte Fragebogen erhielt man im Ganzen 36 Antworten, von denen zwei ganz und gar nicht zu gebrauchen waren. Um die übrigen 34 zusammenzustellen, brauchte das Departement dann 1 1/2 Jahre!

Nur eine Veröffentlichung ist bis jetzt regelmäßig erschienen: der Bericht und die statistische Uebersicht über die Gewerkschaften. Aber was für Uebersichten und was Berichte sind das! 1887 sandten nur 18 Trades Unions Mittheilungen an Herrn Burnett, obwohl er 150 darum ersucht hatte. 1888 wandte sich Burnett an 312 Gewerkschaften, 207 rührten sich nicht; die 105 Einwendungen waren vielfach wegen ihrer Unvollständigkeit ganz un verwendbar, so daß in dem schließlichen Bericht 87 Vereine aufgezählt sind. 1889 konnte Burnett über 104 Vereine mit 373 904 Mitgliedern berichten, d. h. höchstens über ein Viertel aller organisirten Arbeiter, und nur ein Viertel bis ein Drittel der bekannten Organisationen!

Die amerikanischen Berichte sind ja auch vielfach sehr unvollkommen und sehr lächerlich; aber so loderdig wie in England wird die Arbeitsstatistik denn doch nur in wenigen Einzelstaaten gepflegt.

Herr Burnett trägt, wie schon erwähnt, nicht die Schuld daran; es fehlt ihm an Hilfskräften und Mitteln, und es fehlt ihm die Vollmacht, Antworten und Mittheilungen fordern zu können.

Und die englische Bourgeoisie wird es kaum sehr eilig haben, aus der vielleicht einmal unangenehmen Arbeitsstatistik etwas Ordentliches zu machen. Auch sie drückt sich jetzt gern um die Feststellung der Wahrheit herum.

### Landstraßenproletariat.

n. Sage und Dichtung haben von jeher das Vagabundenleben in jeder Form mit einem poetisch-romantischen Schimmer zu umweben gesucht. In Tausenden von Liedern haben die Sänger aller Zeiten dem jehnsüchtigen Wanderdrange Ausdruck verliehen, welcher die im Sklavenjoch des alltäglichen Wirthschaftsgetriebes dahingeleitenden Millionen unwiderstehlich ergreift. Fernab von dem Zwange und der Enge des gleichmäßigen häuslichen Einerleis, frei und ungebunden durch die weite Welt zu schweifen, erschien ihnen voll zauberhaften Reizes.

Was freilich in Wahrheit hinter den sagenumwobenen Helden des Alterthums, den kühnen Abenteurern und Rittern der höfischen Zeit, den Spielleuten, Minnesängern und „fahrenden“ Schülern der jeweiligen Kulturperioden steckte, wissen wir längst sehr genau, seitdem Ursache und Zweck ihrer „märchenhaften“ Wanderzüge erkannt sind. Was waren sie anders, jene „göttergleichen“ Königsöhne ohne Land, jene verwegenen Strauchritter ohne fette Lehnten, jene von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt schweifenden „fahrenden“ Gesellen mit leerembeutel, als der Abschraum von Existenzen, welchen der „dunkle Drang“ nach Brot auf die Landstraße hinaustrieb! —

Welchen anderen Zweck verfolgte ihr unstätes, Räuber- und Nomadenleben, als den, sich eine neue Existenz zu schaffen oder zu erkämpfen! Daß Viele hierbei täglichem Schiffbruch litten, allmählig Gefallen an ihrem wilden Handwerk fanden und als Banditen und Marodeure zu einer stehenden Landplage wurden, ändert an der Thatfache nichts. Sie waren die Vorläufer der gewaltigen „Reservearmee“, welche das heutige kapitalistische Wirthschaftssystem zu Hunderttausenden auf die Landstraßen treibt, wo ebenfalls ein großer Theil unwiderstehlich festgehalten wird und im Elend verkommen muß.

Aber keine der bisherigen Wirthschaftsformen hat in dem Maße die Kunst der „Landstreicher“ und Vagabunden“ anschwellen gemacht als die kapitalistische. Und ganz natürlich, beruht doch ihr ganzes System auf einer ununterbrochenen „Freimachung“ der Massen von den Produktionsmitteln, auf der fortschreitenden Proletarisierung der Arbeiterklasse. Dennoch muß die brutale und gewaltthätige Expropriation der Bauern, Klosterinjassen

\*) Vergl. Dr. Joachim, Institute für Arbeitsstatistik. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1890.

u. f. w. während der Kinderjahre der kapitalistischen Kultur als eine Spielerei angesehen werden, im Vergleich mit der „friedlichen“ Ueberflüssigmachung unzähliger Arbeitskräfte in der „fortgeschrittenen“ Gegenwart. Dort wurden die „Hände“ frei gemacht, um vom Kapital konsumiert, hier, um einfach dem Hungertode überantwortet zu werden. Dort zeitweilige Hungerkuren, hier chronisches Hungerfielthum.

Die maschinellen und technischen Revolutionen im Produktionsverfahren haben zufolge ihrer vornehmsten Tendenz, menschliche Arbeitskräfte überflüssig zu machen, die industrielle „Reservearmee“ ins Riesenhafte vergrößert. Mit der fortschreitenden Zuspitzung des ganzen Wirtschaftsgetriebes zur rationell und ökonomisch funktionierenden Großproduktion vermindert sich die Zahl der angewandten Arbeitskräfte relativ zum Kapital. Das hungernde, abgestoßene Proletariat drückt durch sein Angebot um jeden Preis die Löhne und die Widerstandskraft der Arbeiterklasse immer tiefer herunter. Diese Verbilligung der Waare Arbeitskraft kommt aber dem zentralisierten Kapitale stets von neuem zu Gute. Die tägliche Arbeitszeit wächst und gleichzeitig sinkt die Lebenshaltung unter das nothwendigste Maß.

Nebenher führt die Produktionsanarchie der unabhängig von einander arbeitenden, sich gegenseitig auf das Entschiedenste bekämpfenden Privatkapitale zu einem periodischen Stadium von Krisen und Geschäftsstodungen, welche wieder die Arbeiterklasse in erster Reihe hart treffen. Zunehmender Mangel an Beschäftigung und damit ein erhöhter Druck der „Reservearmee“ sind die Folgen.

Zu dieser industriellen „Reservearmee“ gesellt sich die Schaar der vernichteten Existenzen im Kleinbetriebe. Von dem Handwerksmeister, der langsam selbst in die Reihen des Proletariats sinkt, abgesehen, werden auch die noch lebensfähigeren kleinen Unternehmungen durch den Druck der Großwirtschaften zum „Sparen“ an Arbeitskräften gezwungen. Eine übermäßig ausgedehnte Arbeitszeit und aufwendende Intensität der Arbeit tritt im Haus- und Handwerksbetriebe an Stelle der „Ueberflüssigen.“ Zuletzt ergreift die kapitalistische Produktionsweise alle bisher noch weniger von ihr berührten Betriebe. Landwirtschaft, Handel, Kunst und Wissenschaft, alle erfahren eine Umgestaltung ihres Waarenmarktes, also auch der Arbeitsverhältnisse. Der Landtagelöhner und Handlungsbeflissene, der Schauspieler, Künstler und Kopfsarbeiter wird zum Proletarier, auch aus deren Reihen erhält die Armee der „überflüssigen“, arbeitslos Gemachten beträchtlichen Zuwachs.

Arbeit und Brod unter jeder Bedingung heißt nun die Losung. Auf dem heimischen Arbeitsmarkt erzeugt das jetzt folgende Massenangebot aber das gerade Gegenheil von dem, was es bezweckt, und nach tausend vergeblichen Hoffnungen muß der Besitzer der Waare Arbeitskraft nach fremden Märkten Umschau halten. Aber wie? Unter der Herrschaft der „freien Konkurrenz“ reguliert ja der Zufall jedes Waarenangebot, jede Nachfrage. Wo sind Käufer für seine Arbeitskraft zu finden? Vielleicht in der nächsten großen Stadt, vielleicht unterwegs in einer kleineren, oder gar auf einem Dorfe? —

Nun dann frisch auf! — ein Netz von Eisenbahnen umspannt die Kulturwelt, in einigen Stunden kann er dort sein, wo er einen Abnehmer für seinen einzigen Besitz, die Arbeitskraft, findet. —

Gemacht! — Diese hochgepriesenen verbesserten Transportmittel haben für Menschenfleisch so gut ihre Tarifsätze, wie für Baumwolle und Wagenschmiere, und wer diese nicht bezahlen kann, bleibt vom Genuß dieser „Kulturreichthümer“ eben ausgeschlossen. Unser Proletarier nun, der arbeitslos auf dem Pflaster steht, ist da freilich übel daran. Wo soll er, der selbst während voller Beschäftigung nur von der Hand in den Mund lebt, jetzt nach wochenlangem „Feiern“, nachdem das letzte Besitzstück verkauft oder verpfändet ist, das Eisenbahnfahrgeld hernehmen? Für den Kapitalisten allerdings, der die Waare Arbeitskraft zu dem bekannten Zweck, je nach Konjunktur bis über den Ozean, von der Stadt nach dem Lande und umgekehrt verfrachtet, auch manchmal Streikbrecher braucht, haben diese Transportmittel einen anderen Werth, dem arbeitslosen Proletarier jedoch bleibt nur die — Landstraße.

Und in der That — gibt es eine ägendere Satire auf die „Errungenschaften“, welche die kapitalistische Kultur dem Arbeiter gebracht haben soll, als das nach Hunderttausenden zählende Heer der Landstraßenproletarier, das im Zeitalter des Dampfes, zerlumpt und hungernd, wie einst in grauer Vorzeit, die deutschen Gauen nach allen Richtungen und zu allen Jahreszeiten zu Fuß durchwandern muß?

Aus allen Verurtheilten und Altersklassen setzt sich die Zahl dieser Landstreicher und Bagabunden wider Willen, zusammen. Von Poesie ist auf dieser trost- und rübelosen „Wanderschaft“ keine Spur zu finden. Tagaus tagein in regelmäßiger Hast, begleitet und getrieben vom Hunger, in der hoffnungslosen Stimmung des Elends von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt einem Ziele entgegenzueilen, das er garnicht kennt und das ewig hinter der ungewissen blaumdämmernden Ferne verborgen bleibt, ist das Loos solch eines Aermsten des Armen. Nur die bitterste Noth vermag daher auch einen Menschen als Fremdling auf die Landstraße zu treiben, nicht aber der Hang zur Bagabundage, wie die Lobredner der Prügelftrafe behaupten. Landstreicher werden so wenig geboren wie Verbrecher und im kapitalistischen Zeitalter sind

beide fast ausschließlich Produkte des herrschenden Wirtschaftssystems.

Sehen wir uns doch kurz die Reize eines solchen Wanderlebens auf der Landstraße an.

Wenn das von Thürmen und Schlöten überragte Häusermeer der Großstadt, in der er während der letzten Jahre gelebt, langsam hinter der großen finsternen Dunstwolke verschwindet, die von weitem gesehen immer über unseren modernen Meisenstädten hängt, wenn vor ihm die unabsehbare Ode Chaussee sich im undurchdringlichen Nebel des Horizontes verliert, der unserem Proletarier so grau und ungewiß entgegenarrt, wie die eigene Zukunft, dann bleibt ihm das lustige Wanderlied, von dem die Dichter träumen, sicher in der Kehle stecken. Die „schöne herrliche Gotteswelt“ mit ihren walddumjäumten Seen und lachenden Thälern erscheint dem Hungernden als eine eintönige Staffage. Höchstens der gewaltige Gebäudekomplex einer ländlichen Fabrik, der ihm fernher aus dem Grün der Obstgärten entgegenragt oder eine emporentauchende Industriestadt mögen sein Herz höher schlagen machen, denn dort giebt es vielleicht Arbeit und Brod — ehrlich verdientes Brod, kein an der Landstraße zusammengewetztes, wie er es seit langem gegessen.

Auf die Bettelstuden sind die ca. 600 000 Proletarier der Landstraße, die nach durchschnittlicher Schätzung Jahr aus Jahr ein die Wege und Stege des deutschen Reiches bevölkern, zum weitläufigsten Theile angewiesen. Hieran können die Legionen von Gendarmen, die Arbeitshausstrafen, die frommen und weltlichen Vereine und Kolonien nichts ändern, ebensowenig, als ehemals die blutigen Straßen und Verfolgungen.

Daß der Bettel nicht jener „lohnende Erwerb“ werde, von dem die fatten Ordnungsmänner jasehn, dafür sorgen der Geiz und die losgelassenen Hunde der reichen Grundbesitzer und die Armut der übrigen Dorfbewohner. Ein Stück Brod ist die seltene Gabe und in der rauhen Jahreszeit ist der Unglückliche gezwungen, auch dies zu verkaufen, um sich ein Unterkommen im Stall oder in einer Herberge für die Nacht zu ermöglichen. Erlaubt es die Jahreszeit, dann befreien ihn ein ausgetrockneter Straßengraben, ein Brückendurchgang oder ein Strohschuber wenigstens von dieser Sorge. Auch die Kasse, welche die Schnapsflasche im Leben des Landstraßenproletariats spielt, wird erklärlich, wenn wir der körperlichen und geistigen Verkümmern gedenken, die eine solche Lebensweise naturgemäß mit sich bringt. Wo anders soll er sich wärmen, der arme Bagabund, wenn ihn die Regen- und Schneestürme der Landstraße bis auf die Haut durchnäßt, wenn durch seine zerfetzten Lumpen der eifige Nordwind, durch seine Stiefel der Roth und die Nässe des Weges gedrungen und er halb erstarrt, schlechter als das Vieh, die Nacht verbringen muß? Wo anders findet er einen Trost in der hoffnungsarmen Wirklichkeit, als im Fuselrausch?

Das freudige Herzklappen, das ihm anfangs die Nähe einer Stadt oder Fabrik verursachte, läßt langsam nach und erstirbt endlich ganz. Die schroffen Zurückweisungen, die dem „Landstreicher“ nie erspart bleiben und die mit Leidensgenossen überall angefüllten Herbergen und Asyl ernüchtern ihn täglich mehr. Wohin er sieht, mit wem er spricht, nichts als seine eigene verzweifelte Situation, die Laute des hoffnungsleeren Elends. Was Wunder, daß unter solchen Umständen der Gewohnheitsfänger und Gewohnheitsbettler in kurzer Zeit fertig wird!

Zwar giebt es bereits ganz gewaltige Industriezweige, die ihr Arbeitspersonal zum großen Theil aus den Reihen des Landstraßenproletariats entnehmen, aber auch hier ist der Andrang ein so bedeutender, daß die Betriebe das Angebot nur in kleinem Maße befriedigen können. Die ländlichen Zuckerrüben-, Brennereien, Ziegeleien u. f. w., ja selbst die landwirtschaftlichen Betriebe werden zur Zeit der Saison überlaufen. Ein Gleiches ist der Fall bei allen zufälligen Bahn-, Chaussee- oder Kanalbauten, und Abertausende, die auf solche Zufallsarbeitsgelegenheit ihre letzte Hoffnung gesetzt haben, müssen enttäuscht weiter ziehen. Der Theil aber, der Arbeit gefunden hat, ist nach Ablauf derselben meist nicht um ein Biot gebessert. Das Kapital weiß, wen es vor sich hat, und zahlt nur die erbärmlichsten Hungerlöhne!

Eine Hoffnung für die immer riesenhafter wachsenden Schaaeren des Landstraßenproletariats giebt es unter dem heutigen kapitalistischen Wirtschaftssystem nicht. Dagegen hängt die Gefahr, früher oder später einmal in die Reihen dieser geschleudert zu werden, ununterbrochen über Tausenden, deren Arbeitskraft noch nicht „überflüssig“ gemacht worden ist.

### Aus dem Lande der Streikbrecher.

kr. Böhmen spielt in der deutschen Arbeiterbewegung eine verhängnisvolle Rolle. Es mag in den anliegenden Theilen Deutschlands, in welcher Branche immer, ein Streik ausbrechen, der in der Klemme sitzende Unternehmer wird sich vor allem nach Böhmen wenden, um billigere, willigere Arbeitskräfte zu bekommen. Und er wird seinen Zweck auch in den meisten Fällen erreichen. Böhmen ist, soweit es von Tschechen bewohnt ist, ein ackerbaureichendes Land, aber nicht ein Land der Klein- und Mittelbauern, sondern das Eldorado der Großgrundbesitzer. Die ansässige Landbevölkerung besitzt kaum eine elende Hütte, Chaluppe, ein bis drei Morgen Land und ist gezwungen, um jeden Preis auf den Latifundien des Großhades in Arbeit zu treten. Bis zum Jahre 1848 waren alle diese Leute Unterthanen der Grundherren, und auf manchen Gütern sind sie es im gewissen Sinne

heute noch. Auf den Gütern des Fürsten Schwarzenberg im südlichen Böhmerwalde gehört der Grund und Boden, auf welchem die Häuschen der Kleinbauern und Waldarbeiter stehen, dem Fürsten; ist dieser mit der politischen oder sonstigen Haltung jener nicht zufrieden, so kündigt er ihnen, — es sind äußerst kurze Fristen, ein Jahr und darunter — und jene müssen ihr Haus abbrechen und auswandern, denn aller Grund und Boden meilenweit in der Runde gehört dem „Herrn“ und er verkauft kein Meter davon, um sein brüclendes Monopol aufrecht zu erhalten.

Die Löhne der landwirtschaftlichen Arbeiter auf den böhmischen Latifundien sind in Folge dessen äußerst geringe. In Süd- und Ostböhmen zahlt man, laut Ausweis verschiedener Wirtschaftsdämter — und diese Angaben sind in den meisten Fällen noch etwas nach oben abgerundet, um „Statistik zu machen“ — einem Arbeiter 25—30 Kreuzer (bis 50 Pf.), einer Arbeiterin 20—25 Kreuzer täglich. Dazu kommen noch für das ganze Jahr einige Mengen Kartoffel und minderwerthiges Getreide. In den Wintermonaten fallen diese Löhne noch um 20—30%. Trogdem übersteigt das Angebot lebendiger Menschenkraft noch die Nachfrage. In keinem Theile Europas ist die technische Entwicklung des landwirtschaftlichen Großbetriebes soweit fortgeschritten als in diesem Theile Böhmens und dem angrenzenden Mähren, und von überall her senden die Großgrundbesitzer ihre Söhne oder Beamten hierher, um diesen kapitalistischen intensiven Wirtschaftsbetrieb an der Quelle zu studiren.

Noch ein Umstand kommt hinzu, das Angebot ins Ungeheure zu vermehren. Die tschechische Nation ist eine sehr fruchtbare. Von allen europäischen Völkern weist sie den größten Prozentsatz im Ueberschuß der Geburten gegen die Sterbefälle auf. Vor einigen Jahren hat ein tschechischer Politiker in blutiger Ironie den Ausspruch gethan: Unsere größte Ausfuhr besteht in Menschen und „Menschern“.

Und so ergießt sich denn unter normalen Verhältnissen jahraus jahrein ein Strom arbeitsuchender Menschen aus den Gefilden des reichen Böhmerlandes. Der eine Theil, d. h. die abgewirtschafteten Kleinbauern und Häusler, zieht nach Nordamerika, arbeitet in den Bergwerken und Ziegeleischlagereien als Farmarbeiter und drückt die Löhne. Die dortigen Arbeiter wissen von den „Böhmen“ ein Lied und zwar kein lustiges zu singen. Ein anderer Theil geht nach dem nördlichen Deutschböhmen und wird von den Fabrikanten mit offenen Armen aufgenommen, weil er weniger Lohn verlangt und sich in jeder Weise kommandiren und chikaniren läßt. Auf das Doppelspiel dieser deutschen Unternehmer muß hingewiesen werden. Alle diese Herren gehören mehr oder minder der sogenannten „deutschnationalen Partei“ an, und doch sind sie es, die alljährlich mehr und mehr tschechische Arbeiter ins Land ziehen und so die Deutschen verdrängen. Um sich nun gewissermaßen zu rechtfertigen, schreien sie ungeheuer und wollen unter keiner Bedingung, daß die Kinder der tschechischen Arbeiter, die sie selbst gerufen, in ihrer Muttersprache Unterricht genießen. Das hat freilich noch den einen Grund, daß sie nach österreichischem Gesetz zu diesen Schulen den größten Beitrag leisten müßten. Dafür thun sie etwas anderes, diese „deutschen Männer“; sie unterstützen die „deutschnationalen Zeitungen“ — bei der Neugründung der „Deutschen Zeitung“ in Wien sprangen einige bis zu 20 000 Mark bei — verlangen aber, daß man ihr wirtschaftliches Treiben schon außer Acht liegen lasse, ihre nationale Gesinnung aber in alle Himmel erhebt. Sie alle sind heute noch wüthende Anhänger der Person und der Politik des verstorbenen deutschen Reichskanzlers.

Ein dritter Strom böhmischer Arbeiter ergießt sich alljährlich nach Wien, Ungarn und den Donauländern. Unter ihnen sind sehr viele gelernte Arbeiter, Maurer, Zimmerer, Tischler, Eisenarbeiter, aber auch sehr viele Frauen und Kinder. In Wien besteht der überwiegende Theil der Lehrlinge beim Handwerk und der Kleinindustrie aus tschechischen Knaben, die zur Zeit ihres Eintrittes kein Wort deutsch verstehen und in den meisten Fällen verschachert werden wie eine Waare.

Nach Deutschland zieht der letzte Theil. Aus dem nördlichen Böhmen kommen meist Erntearbeiter, auch deutsche, aus der Mitte des Landes Bauarbeiter. All die Tausende von Neubauten in den Industriestädten des Königreichs Sachsen werden fast ausnahmslos von Tschechen hergestellt. Ueber den Bahnhoft Boitersreuth an der sächsisch-böhmischen Grenze kommen an manchem Sonntage zu Beginn der Bauhätigkeit fünftausend und noch mehr tschechische Arbeiter, Männer, Frauen, halbwüchsige Jungens. Vor einigen Jahren kamen sie meistens nur bis Reichenbach, Plauen, Leipzig, Chemnitz, jetzt beschäftigt man sie auch bis nach Halle, ja selbst Hamburg hinauf. Alle diese Leute arbeiten zu einem niedrigeren Satz als die einheimischen deutschen Arbeiter, wohnen in Massenquartieren, ja selbst in Scheunen zusammen und leben fast nur von Brot, Käse, Kartoffeln und Schnaps. Alle vierzehn Tage schicken sie ihr „Erspartes“ in die Heimath; die Beamten der deutschen Reichspost erzählen, daß von 100 Postanweisungen 90 von ein und derselben Hand geschrieben sind. Teilt der Winter ein, dann kehren alle diese Leute wieder in ihre Heimath zurück, um im Frühjahr wiederzukommen. Sie sind für die Deutschen arge Lohnbrücker.

Das ist aber nur möglich, weil in Böhmen selbst durchgehends die niedrigsten Lohnsätze herrschen. Der Arbeiter einer Zuckerrübenfabrik verdient nicht mehr als 45

bis 50 Kreuzer, also nicht einmal eine Mark. Der Schustergehilfe außer schlechter Verpflegung wöchentlich höchstens 3 Gulden\*) — 5 Mark u. s. w. Auch bei den Bergarbeitern ist es nicht anders. Die Braunkohlenarbeiter werden meistens gelohnt nach der geförderten Menge Reinkohle, die Steinkohlenarbeiter nach dem laufenden Meter. Im Durchschnitt verdient der „Hauer“ 1 Gulden 20 Kreuzer, der Hilfsarbeiter 80 Kreuzer. Und da haben die Kohlenbarone ein schönes System eingeführt. Wo deutsche Arbeiter sind, kommandieren tschechische Beamte, über tschechische Arbeiter sind deutsche Beamte gesetzt. Ich will zwei Lohnlisten hersetzen. Die eine stammt vom Februar 1889, ehe der Streik ausbrach. Nach ihr verdienten drei Mann in 10 Schichten 13 Gulden 65 Kreuzer. Sie förderten: 35 Hundte Grobfohle à 25 Kreuzer und 49 Hundte Steinkohle à 10 Kreuzer. Jeder Hund saßte 8 Zentner Kohle. Von den 13 Gulden 65 Kreuzer Lohn wurden folgende Abzüge gemacht: An Büchselfeldern — 69 Kreuzer, an Schmiedekosten 42 Kreuzer, an Del 1 Gulden 40 Kreuzer. Blieb Reinerwerb: 11 Gulden 14 Kreuzer. Mithin stellte sich der Durchschnittslohn per Schicht (12 Stunden) auf 1 Gulden und 14 Kreuzer. Die zweite Lohnliste stammt aus dem Monat November 1889, also nach Beilegung des Streikes. Die Arbeiter wurden hier nach dem laufenden Meter gezahlt. Vier Mann verfuhrten in 80 Schichten 22 Meter à 4 Gulden 50 Kreuzer. Dazu kam ein 15% Zuschlag. Der Lohn für diese 22 Meter betrug sammt dem Zuschlag 113 Gulden 85 Kreuzer. Davon gingen ab: 5,69 Gulden für Büchselfelder, 3,41 Gulden für Schmiedekosten, 5,32 Gulden für Materialien, 2,59 Gulden — für diese Rubrik fährt die Lohnliste keine Ueberschrift — 8,51 Gulden für Del, 0,18 Gulden für Hauenhelme. Blieben für 80 Schichten reiner Lohn 88 Gulden 15 Kreuzer; also im Durchschnitt für die Schicht — 1 Gulden und 10 Kreuzer. Das war also die Aufbesserung des Kohlenarbeiters nach dem Streik und zwar der bestbezahlten Arbeiter, „der Hauer“. Jetzt sehen wir uns einmal an, wie die Unternehmer beim Streik verdienten.

Im Jahre 1888 im Mai kosteten:

Grob-Würfel	48 Gulden
Rußkohle	36 "
Griechkohle	30 "

im Mai 1889

Rußkohle	48 Gulden
Griechkohle	34 "

im Oktober 1889

Grob-Würfel	64 Gulden
Kleinkohle	60 "
Griechkohle	42 "

im November 1889

Grob-Würfel	66 Gulden
Kleinkohle	62 "
Rußkohle	54 "
Griechkohle	44 "

Und diese „begehrlichen“ Arbeiter — statt sich über solche Preise neidlos zu freuen, denken die Unerbittlichen immer nur daran, wie sie die eigenen Lohnreichtümer noch weiter steigern können!

**Ein Kapitalist.**

Die infame Gefinnung, welche der „heilige Geldhunger“ — wie ihn die Satire des Dichters nennt — in der kapitalistischen Gesellschaft nährt, spiegelt sich in folgender Begebenheit wieder, welche die österreichische „Volkspresse“ veröffentlicht. Ihr Gewährsmann ist der Arbeiter Karl Nadelbrunner. Er schreibt:

„Ich war in der Papierfabrik des Johann Blum in Wagram bei St. Pölten beschäftigt. Samstag, den 13. September, 7 Uhr — also eine Stunde nach Beginn der Arbeit — sollte der Kesselschreiber Josef Dworschak Messer schleifen, welche Arbeit an und für sich von

Dworschak in seiner Eigenschaft als Dampfkesselschreiber absolut nicht verlangt werden dürfte. Der Schleifstein wurde durch eine Transmission in Bewegung gesetzt. Als Dworschak nun im Begriffe war, den aus zusammengegliederten und an den Rändern zerfetzten Stücken bestehenden Baumwollriemen auf eine hölzerne mit Blech überzogene Riemenscheibe aufzulegen, um den Stein in Bewegung zu setzen, wurde er plötzlich von dem Riemen ertastet und zwischen einen zweiten, neuen ledernen Riemen in geradezu gräßlicher Weise hineingezerrt. Diesen Zeitpunkt zu schildern, vermag ich nicht.

„Eine Hand wurde vom Handgelenke abgerissen und flog einige Meter weit weg. Die zweite Hand wurde zweimal in Splitter gebrochen, der Brustkasten zur Hälfte eingedrückt, ebenso die Füße in unbeschreiblicher Weise verstümmelt. Hier sei eingeschaltet, daß der schadhafte Riemen bereits das zweite Opfer gefordert hat. Während wir uns mit der gewiß traurigen Arbeit des Loslörens unseres unglücklichen Mitgenossen beschäftigten, zu welchem Zwecke wir den ledernen Riemen durchschneiden mußten, erschien der — Herr Chef. Er trat hinzu, rührte keine hilfreiche Hand, dafür aber war sein erster Ausruf: „Jetzt ist der gute Riemen auch noch hin!“ machte Kehrt und zog von dannen. Noch lebte der Aermste eine Stunde lang und auf dem Wege nach dem Spital, wohin man ihn auf einem federlosen Holzlarren schleppte, verschied unser bedauernswerther Arbeitsgenosse. Er wurde erlöst für ewige Zeiten aus den Banden des Privatkapitalismus, dessen Interesse sich wohl an neue Riemen heftet, der es aber keineswegs für nöthig findet, einem in seinem Dienste zerrissenen Proletariatsopfer, wenn auch nur einen Fingerhut voll Mitgefühl zu zollen.

„Als nun die Wittve des Unglücklichen kam, um die so nöthigen Groschen des Wochenlohnes zu holen, da zog man dem armen, vom Schmerz gebrochenen Weibe den verdienten Arbeitslohn Dworschak's von 6—7 Uhr früh an seinem Sterbetage, also seine letzte Arbeitsstunde auch noch ab. Man bezahlte der Frau die Arbeitszeit ihres todtten Mannes nur bis Freitag Abends aus! — Ich bin fertig.

„Diese Wahrheit bin ich nicht nur zu beweisen, sondern meinetwegen auch zu beedien bereit.“

Das ist in ihrer äußersten und darum abscheulichsten Konsequenz die Moral der freien Konkurrenz, für welche die Arbeitskraft als „Waare“ und nur als „Waare“ gilt. Der Tod des Arbeiters und das Zerreißen des Riemens — es sind beides Dinge, die der vom Kapitalisten gekauften Waare zustoßen, nur mit dem Unterschiede, daß der zerrissene Riemen, nicht aber der todtte Mensch dem Fabrikanten etwas kostet. Der Riemen verdient also mehr Beachtung als der Mensch. Und was hat der Kapitalist der „Volkspresse“ bei all seiner empfindenden Rohheit anders ausgesprochen, als diese Werthschätzung? — Die Herren Christlich-Sozialen, wenn es ihnen mit ihrem Kampfe gegen menschliche Schlechtigkeit ernst wäre, müßten das Bestreben der von ihnen verlegerten Sozialdemokratie auf's eifrigste befürworten. Denn worin hat diese Schlechtigkeit ein festeres Bollwerk, als in den ökonomischen Verhältnissen, die den Kampf aller gegen Alle und damit den rücksichtslosesten Egoismus die kraßesten Auswüchse kaltberechnender Selbstsucht treibhausmäßig reifen.

**Schnitzel.**

„Eine große Gemeinschaft von Menschen zu verfolgen und zu bestrafen, es zu versuchen, Meinungen anzuzerren, welche aus dem Zustande der Gesellschaft entspringen und selbst ein Zeichen der wunderbaren und wuchernden Fruchtbarkeit des menschlichen Geistes sind, dies zu thun ist nicht nur eine der verderblichsten, sondern auch eine der thörichtesten Handlungen, die man sich nur vorstellen kann.“ (Buckle).

„Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die sie verbreitet, ihnen lästig sind, machen es wie die Kinder, welche die Augen schließen, um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefährdet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder, als diese selbst im Leben es gethan.“ (Börne, die Freiheit der Presse in Bayern).

„Das Gewissen! . . . In unserem Dasein ist überhaupt davon nichts zu sehen, außer vielleicht das Gewissen der öffentlichen Meinung und das Strafgesetz.“ (Tolstoj).

„Man setze, daß die Freiheit unterdrückt und die Menschen so geliebt werden könnten, daß sie nur nach Vorschrift der Staatsgewalt einen Laut von sich geben, so wird es doch nie geschehen, daß sie auch nur das denken, was diese will. — Auch daran ist nicht zu denken, daß alle so sprechen, wie es vorgeschrieben ist; vielmehr werden Menschen (und zwar gerade die Guten, die Rechtlichen, die Freiheitliebenden) desto hartnäckiger darauf bestehen. Gesetze gegen Meinungen treffen nur die freiheitlich Gesinnten und verlottern nur die Ehrlichen, weshalb sie nur mit großer Gefahr für den Staat aufrecht erhalten werden. Auch sind solche Gesetze überhaupt ohne Nutzen, denn wer die von denselben verbotenen Ansichten für wahr hält, kann ihnen nicht gehorchen.“ (Spinoza).

„Die Presse hemmen, heißt die Nation gröblich beleidigen; ihr das Lesen gewisser Schriften untersagen, heißt sie für einen Sklaven oder blödsinnig erklären.“ (Selvetius).

„Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Noth.“ (Goethe).

Wer der Welt ein Heiland zu sein glaubt, thut gut, mit dreißig Jahren zu sterben.

Das normale Gehirn. Wer hat es denn? Vielleicht nicht einer der gegenwärtig Lebenden. Der Klügste rast unbewußt — in den Ideen seiner Zeit.

Echte Kunst hat immer Moral, nur die Zuhörer und Beschauer haben oft keine.

Die Gefahr des Pessimismus besteht darin, daß er müde macht und eine politische Reaktion erleichtert.

Das Aberglaube wäre es wohl, wenn ein Mann die Wetterfahne festbinden, die Fensterrahmen festnageln ließe, um behaupten zu können, es gehe kein Wind. Was thut die Staatsgewalt oft Anderes in drohender Zeit, wenn sie offenes Reden und Meinen verbietet?

Die Friedensliga. Sie ist den Gedanken der Zeit, nicht aber den Thatfachen entsprechend. Der Krieg wird schließlich den Krieg unmöglich machen. Nicht die Milde, der Grenel, der himmelschreiende Greuel war von je der Lehrer der Völker.

Kunzengruber.

**Literarisches.**

„Lichtstrahlen“ Blätter für volkverständliche Wissenschaft. Verlag von D. Garnisch, Dresden. 2. Heft. Inhalt: Ursprung des Gottesbegriffes. Von Hermann Treßler. (Fortf.) — Das Erdinnere. Von C. S. Hermann. (Schluß.) — Todesstrafe oder nicht? Ein „rothes“ Kapitel. Von Richard Blank. — Aus Südafrika. I. Von Kottorz. — Reisebilder aus Norwegen. II. Von Ny. — Bunte Blumen und Honigdrüsen. — Literarisches. — Kleine Mittheilungen. — Briefkasten.

**Arbeiter-Sänger-Bund**  
Berlins und Umgegend.  
Sonntag, 9. November, Vormittags 9 1/2 Uhr:  
**General-Versammlung**  
in Joel's Festsaal, Andreas-Strasse 21.  
Tagesordnung:  
1. Wahl des Vorstandes.  
2. Verschiedenes.  
Um pünktliches und vollständiges Erscheinen ersucht Die Kommission.  
Bereins'acte bezw. Quittungsbuch legitimirt.

**Kranzbinderei u. Blumenhandlg.**  
von  
**J. Meyer**  
Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,  
(in der Ecke bei der Wanteuffelstraße).  
**Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.**  
Doppelbügelige Vorderkränze von 50 Pfg. an.  
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.  
Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein  
**Cigarren-Geschäft.**  
**Carl Lehmann,**  
Reumannstr. 83, dicht am Humboldthain.

Im Verlage der „Magdeburger Volksstimme“ ist soeben erschienen und für Berlin durch die Buchdruckerei von **Maurer, Werner & Co., SO., Elisabeth-Ufer 55.** zu beziehen:  
**Die Entschädigungsansprüche der Arbeiter bei Unfällen.**  
Zusammenstellung der nach den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes den Verlegten bewilligten Rentenlage umfassend die Zeit vom 1. Juli 1880 bis 13. Juli 1889 nebst Einleitung enthaltend die wesentlichsten Bestimmungen des Unfallversicherungs-Gesetzes. Alphabetisch nach Berufsklassen geordnet.  
Herausgegeben von Hans Müller.  
**Preis 30 Pfg. für Kolporteurs hohen Rabatt.**

**Posamentier-, Weiß- und Wollwaaren-Geschäft**  
von **L. Gerhard,**  
früher Wasserthorstr. 68,  
jetzt **Schwedter-Strasse Nr. 13,**  
empfiehlt sich den Genossen bestens.

**Bundes-Dirigent**  
(möglichst Parteigenosse) nur erste Kraft, für den **Arbeiter-Sänger-Bund Berlins und Umgegend** gesucht. Reflektanten wollen Adressen an **Fr. Schrader, Langestraße 17, 3 Treppen,** senden.  
Im Auftrage des Bundes-Ausschusses  
Die Kommission.

**Rum, Punsch, Glühwein**  
Flasche 1,50 Mk.  
**Ingwer, Pommeranzen, Luft**  
Liter 1.— Mk.  
**Mediz. Ungarwein** Fl. 1,50 u. 2 Mk.  
**Roth- und Portwein** Fl. 1,50 Mk.  
empfehlen  
**Franz Beyer**  
Prinzessinen-Straße 15.  
**Filiale:**  
**Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstraße.**

**Zur Winter-Saison**  
mache ich meine werthen Freunde und Genossen auf mein reichhaltiges Lager in  
**Holz- und Filz-Schuhe**  
sowie **Pantoffeln**  
aufmerksam. Fabrik und Lager aller Sorten Holz-Pantoffeln. Engros-Verkauf.  
**Chr. Seyer, Draniensstr. 4.**

**Brillenreiniger!**  
Einfach, praktisch und elegant, versendet à M. 1,50 per Nachnahme  
**Alois J. Zürcher,**  
St. Gallen (Schweiz).

## An meinen Sohn.

Wie eilt die Zeit, nun sind es  
Gar fünfzehn Jahre schon,  
Als auf die Bahn des Lebens  
Du tratst, mein lieber Sohn.  
Dir standen die hellsten Sterne  
Bom ersten Augenblick,  
Und Liebe, nah und ferne,  
Nahm Theil an dem Geschied.

Kein Gott ward je befehligt  
Mit einem Wunsch für Dich,  
Nur reicht es Deinem Haupte  
Die Hand der Mutter ich.  
Wie auch die Wetter tobten  
Und schreuchten von Haus und Thor,  
Du bist uns doch erhalten  
Der Kindheit Blüthenflor.

Run trittst Du aus dem Eden,  
Weit vor Dir liegt die Welt;  
Du fürchtest keine Schranke,  
Du süßest Dich ein Feld.  
Dein Blick saßt alle Räume  
Und Sehnsucht schwellt die Brust;  
Ja selbst in Deine Träume  
Nicht ungenante Lust.

Dein Blick schweift zu den Metichern  
Die über den Wollen glüh'n  
Und zu den weiten Meeren,  
Die tosend den Erdball umzieh'n.  
Ja selbst die lezten Sterne  
Sind nicht dem Jüngling genug,  
Hinaus in die endlose Ferne  
Treibt ihn der Gedankenflug.

Nur fort, mein Sohn, die Wahrheit  
Ist solchen Fluges werth,  
Durch sie wird alle Sehnsucht  
Und jede Lust verflücht;  
Doch hüt' Dich, daß nimmer  
Ein Glaube Dich umfängt,  
Der mit dem bösen Schimmer  
Dir Kopf und Herz bedrängt.

Glaub' nicht, mein Sohn, an Götter,  
Glaub' nicht an einen Gott;  
Nicht in der schönsten Stunde,  
Nicht in der größten Noth,  
Dir steht kein Himmel offen,  
Der gähnt die Hölle nicht,  
Braucht nicht auf Gnade hoffen  
Und fürchten kein Gericht.

Glaub' niemals einem Priester.  
Sein Segen und sein Fluch,  
Sein Beten und sein Singen —  
Wein Sohn, halt es für Trug.  
Er will nur Kinder und Knechte;  
T'rum, wo die Tyrannen  
Herbricht der Menschen Rechte,  
Sind Priester auch dabei.

Glaub' nicht, mein Sohn, an Herren  
Und Sklaven von Natur,  
Glaub' nicht, die mühten herrschen  
Und Die gehorchen nur, —  
Mit Kette oder Krone  
Kam noch kein Mensch zur Welt,  
Und nur dem Recht zum Hohne  
Macht man zu Recht das Geld.

Nur an die Wahrheit glaube  
Und ihre ew'ge Macht,  
Sie sprengt alle Ketten,  
Erhell' jede Nacht;  
Kein Wah'n, kein Trug besteht  
In ihrem reinen Licht, —  
Was immer auch vergehet,  
Glaub's, sie vergehet nicht.

Sie hat Dich hoch begnadet.  
Der erste Schritt, den Du  
In's bunte Leben wagest,  
Führt Dich der Wahrheit zu;  
Und bist Du auf dem Plane,  
So hat es keine Noth,  
Dir ziemt nur eine Fahne,  
Wein Sohn, und die ist roth.

Dein Platz ist, wo die Armen,  
Die Unterdrückten steh'n,  
Die von den reichen Ersten  
Noch kaum die Spreu geseh'n,  
Die ewig hämmern und wühlen  
Und Schätze schleppen zu Haus  
Und süßnen in den Mühlen  
Und leuchten bergab und bergauf.

Dein Platz ist, wo die Schaaren  
Mit bleichen Gesichtern steh'n,  
Wo Männer, Weiber und Kinder  
Frierend in Lumpen geh'n;  
Wo nur der Arbeit schwebde  
Entsefliche Sklaverei,  
Wo Geist und Herz eine öde  
Unheimliche Wüstenet.

O, gegen der Feinde Horden  
Hinaus, mein Sohn, zum Streit!  
Hier kannst Du nicht mehr irren,  
Du hörst den Ruf der Zeit.  
Du kannst um Gold und Silber  
Kein Sklave werden, nein,  
Du wirst kein Gottesritter,  
Kein Fürstendiener sein. —

So geh' denn hin mit dem Glauben  
An der Wahrheit wirkende Macht,  
Und halbe und kämpf' für die Freiheit  
Und halte für sie Wacht.  
Und blieb das Herz, das warme,  
Dir ohne Freud' und Lohn —  
Komm' dann in meine Arme  
Wein lieber, tapf'rer Sohn. Br.

## Scenen aus Krohg's „Albertine“.

(Aus dem Norwegischen übersetzt von G. Wetter.)

### IV.

Es war mitten am Tage bei Grang — die gelben Vormittags-„Pjølter“ standen längs auf den Marmortischen, die beiden Kellner trabten schläfrig auf dem mit Dedern belegten Fußboden hin und her.

Dort am Eckfenster saßen Helgesen und Smith mit ihren Pjøltern. Helgesen hatte vor seinen Theil des Fensters die Jalouise vorgezogen und starrte mit seinem ersten Blick über das Café hin und die perspektivisch verschwindenden weißen, zirkelrunden Tische mit Feuerzeugen mitten darauf und hier und dort einem Pjøltertrinker nachlässig daneben hingegossen oder einer Zeitung mit dahinter auftauchendem Rahlkopf, dessen Glanz sich ebenso bemerkbar machte wie der der Gläser und Flaschen. Von wo sollte er heut wohl Geld herbekommen, um bei „Angebret Mittag zu essen“?

Smith streckte seine Füße mit den hellgrauen Samaschen weit von sich und sah sorglos auf die Karl-Johannesstraße hinaus, während er unaufhörlich sein wohlfrisiertes Haar mit dem geraden Scheitel mitten auf der Stirn glättete, wenn er nicht gerade einen Schlud Pjølter nahm. „Bringst Du die Jalouise so diskret vor Deinem Gebiet an wegen deines Avancements oder aus Rücksicht auf Dein Renommee im Allgemeinen und speziell gegenüber eventuellen Verlobungsaussichten mit dem hübschen Fräulein Möller?“ fragte er.

Helgesens Blick wurde noch ernster — er nahm einen Schlud Pjølter.

„Warum ich die Jalouise vorziehe? — oh ich wüßte nicht — ich gehöre nicht zu denen, denke ich, denen es Spaß macht die Leute zu ärgern — besonders wenn es für einen selbst schädliche Folgen haben kann. Dieses Selterwasser kann man doch auch niemals ordentlich kalt bekommen.“

Er schob die Jalouise noch mehr vor. Es verging einige Zeit, in welcher sie ihre Gläser beinahe leerten. Die Sonne strahlte herein und brach ihre gold'nen Reflexe in den Gläsern und bildete lange Streifen von Cigarrenrauch und Staub. Die Kellner wandelten auf und ab.

„Du, dort geht Fräulein Möller. Sollen wir nun nicht hinausgehen — es ist, bei Gott, sehr hübsches Wetter! Dort geht sie.“

„Hinauf oder hinunter?“

„Hinunter.“

„Dann kommt sie später zur Musik wieder vorbei,“ antwortete Helgesen und theilte seinen Rest in kleine Schlude.

Nach Verlauf einer Stunde sagte Smith: „Dort kommt Joffa wieder mit ihrer neuen Freundin, — sie hat wirklich verschiedene Vorzüge, die Freundin, eine gewisse Haltung und einen niedlichen Kopf — benimm mir doch nicht die Aussicht! — Und wie stolz sie aussieht! Ja, sie ist wirklich famos. Soll das etwa eine Zugdicke sein?“

Helgesen erhob sich und zog die Jalouise ein wenig bei Seite: „Ja sie ist hübsch, aber allzu gerade Schultern — die Brust ist forsch. — Der Unterkörper muß nach dem Gang zu urtheilen auch forsch sein. Zugdicke? Ach ja, natürlich — wenn sie mit Joffa geht — Joffa gehört ja zu den sauberen Pflänzchen, und der elegante Regenmantel sieht mir auch ziemlich bedenklich aus. — Fast scheint mir, daß ich sie kenne. — Ich muß einmal mit ihr etwas vorgehabt haben — darüber bin ich sicher — der Kopf und die Schultern.“ Er zog die Jalouise wieder vor und trank den Rest aus.

„Du, nehmen wir noch einen zusammen?“

„Noch einen? Ich fürchte, daß wir es nicht bestreiten können — des Mittagessens wegen.“

„Bis dahin haben wir ja noch Zeit genug —“

„Ja, es ist doch aber gut, wenn man einen Grundfonds hat, um damit zu operiren — ich mag den absoluten Leichtsin nicht.“

„Thut nichts! Bis Mittag ist noch eine ganze halbe Stunde — wir gehen die Musik hören, und dort finden wir immer ein oder das andere Schlachtopfer, das wir um fünf Kronen anpumpen können.“

„Das ist sehr unvorsichtig — von wo zum Teufel kenne ich doch das Mädchen? Ich glaube, ich habe sie gesehen — und zwar in Vila — oder vielleicht eine, die ihr sehr ähnelte.“

„Henrik!“ rief Smith, „eine Selter mit avey! — In Vila? — oh keineswegs — dafür ist sie, bei Gott, zu jung — und sieht zu sein und unschuldig aus.“

„Halt ich hab's — es ist „Kosalie“, an die ich denke — Kosalie Kristiansen — bestinnst du dich nicht auf sie? Die hübscheste ihrer Zeit in Vila — und so nett und gemüthlich — Kosalie — Herrgott, was ist aus ihr geworden? Kosalie — oder Oline, wie sie die anderen, die neidisch waren, nannten. Herrgott, sie ist gewiß schon todt!“

„Kosalie Kristiansen ist anständig geworden und hat sich verheirathet und wohnt irgendwo in der Brücken-gasse.“

Henrik kam, ein klirrendes Nideltabelt tragend, worauf eine Karaffe mit Cognac, eine Selter und zwei Gläser standen.

Helgesen starrte mit seinen großen, hübschen, ernstigen Augen ins Café hinaus. Weiße Marmortische, Pjølter-service und Cigarrenrauch stimmerten vor ihnen. Du — was war das für eine widerliche Zeit gewesen — als sie sich Abends voll tranken und dann nach Vila gingen — und bisweilen gingen sie dorthin ohne betrunken zu sein. Er empfand vor sich selbst Ekel, wenn er daran dachte. Kosalie, ja sie war vielleicht die Beste — aber dennoch — hu! — abscheulich. Nein, nun wollte er sich verheirathen und ein anständiges Leben führen, ein guter Bürger werden und eine Familie gründen, und dann wollte er aufhören mit Pjøltertrinken — das würde wohl ganz von selbst kommen.

Smith betrachtete seine eleganten, spitzen, kleinen Füße mit den grauen Pariser Samaschen und den weißen Knöpfen an den Seiten. „Ich möchte wohl wissen, ob sie zu haben ist.“

„Siehst Du wohl! ja ich konnte mir es denken — so ein unglückliches Kind kommt nicht früher auf die Straße, als bis Du und die Anderen ihr nachstellen. Kannst du das denn niemals unterlassen? Wir sind doch, weiß Gott, alt genug — können wir nicht einen anderen Sport versuchen — zum Beispiel sie aufzuhalten, denn sonst wird sie in einem Jahr zur Visitation vorgeladen werden.“

„Ich glaube nicht, daß ich besondere Anlage zum Menschenretter habe — und Du auch nicht — es müßte denn sein, weil Du Dich verloben willst — Ah, da kommen sie!“

Plötzlich ertönte draußen ein gellendes Trompetengeschmetter — der Tambourmajor hatte seinen Stab mit silbernem Knopf erhoben, und die Uniformen passirten mit den blankgeputzten Messinginstrumenten vorbei, welche in der Sonne funkelteten, gestützt gegen die rothen aufgeblassenen, angestregten Bäden — und dann das ganze Gefolge von Tagedieben und der Vortrab von kleinen Jungen, die im Takt liefen.

Die Uhr war zwei.

„So, nun müssen wir doch hinausgehen, Helgesen, sonst wird es zu spät, um noch etwas Geld zu kriegen.“

„Ja, wir müssen doch erst diesen elenden Pjølterrest austrinken. Es ist ohnedies noch Zeit genug. — Sieh, dort kommt Joffa mit Kosalie.“

„Ja, aber sie ist wirklich nett — die ist wahrlich noch lange keine Zugdicke — aber sie gleicht auffallend der verbliebenen Kosalie. Ich will doch übrigens einmal

Winther fragen, der dort sitzt, das gehört ja in sein Reffort.“

Er setzte sich zu einem kleinen vierschrötigen, bartlosen Herrn mit scharfen Augen und schwarzen, kurzgeschorenen Haaren, in der Uniform eines Polizeiuspektors.

„Die da“ — sagte er und sah hinaus — „die dort drüben — ja, das will ich Ihnen sagen, das ist ein Mädchen, das Albertine Kristiansen heißt.“

„Eine Schwester von der Kosalie, die in der Querstraße wohnte?“

„Eine Schwester von Oline, die sich Kosalie nannte.“

„Ist sie auch —? Ist sie auch bei Ihnen oben gewesen?“

„Noch nicht!“

„Kommt sie bald?“ fragte Smith lächelnd.

„Wahrscheinlich“, antwortete der Andere ebenso lächelnd.

Tina, darf ich Dir Kandidat Helgesen und Studiosus Smith vorstellen,“ sagte Joffa ganz roth im Gesicht vom Tanz am Abend auf dem Volksfest; die Stirnlocke war ganz weiß gegen die dunkle, zersprungene Haut mit Schweißtropfen darauf, welche sie unaufhörlich abtrocknete. Albertine verneigte sich, die beiden Herren machten jeder ernsthaft ein feines Kompliment und listeten die Güte. Helgesen fragte, ob sie mit ihm tanzen wollte.

„Ja.“

Einen Augenblick darnach waren sie mitten im Kreise und in einer Staubwolke. Gott, wie fest und gut er sie hielt — er konnte Polka tanzen — auch hatte er etwas sein Duftendes auf sich, das ihr entgegenstieß, jedesmal daß sie ihm nahe kam — „Gott, nicht so lange rückwärts — ich werde ganz schwindlig“ — es war gräßlich, daß sie keine Handschuhe auf hatte — o wie schön es war — o, wie amüßant! Er tanzte so gut, sicher, ruhig und hübsch — ja er konnte tanzen, er, das war gewiß. — So — nun wollte er gewiß aufhören — nein — Au — Ja — ha — das war ein ordentlicher Puff! Sie wurden zur Seite geschleudert.

Er machte eine Verbeugung und gab ihr seinen Arm und führte sie aus dem Kreise heraus: „Wollen Sie Brauselimonade oder Bier haben?“

„Danke, Bier!“

„Ja, das würde wohl recht schön sein, jetzt ein Glas Bier zu bekommen — puh!“

„Danke!“

„Noch ein Glas Bier?“

„Nein danke, nicht mehr — o ja vielleicht noch ein klein wenig — Prost!“

Wo war Joffa denn geblieben? — Es war ihr, als wenn sie ihre gelben Stirnlocken im Tanze nach allen Seiten hatte herumfliegen und schlensern sehen — dort kamen sie.“

Joffa und Smith bohrten sich aus dem Kreise heraus; er hielt sie noch um die Taille, und sie hatte ihren Arm auf seinem Rücken; mit der linken Hand hielt sie einen kleinen nassen Klumpen von Taschentuch, mit dem sie sich unaufhörlich übers Gesicht fuhr. Die Stirnlocken hatten ihre ganze Kränzelung verloren und hingen in langen gelbschwarzen Strängen über die kleinen Augen herab, die dahinter hervorfunkelten.

„Puh! Ist es nicht amüßant, Tina? — Nun will ich mit Helgesen tanzen, dann kannst Du einmal mit Smith tanzen — o — er tanzt sehr flott — wie steht's mit meinem Lieutenant? — Trinkt Ihr Bier? Gieb mir doch auch ein Glas, Tina — danke — komm Helgesenchen — nun sollst Du mit mir tanzen, mein Junge. — Wir haben Bräderschaft getrunken, verstehst Du, Tina. Komm nun!“

„Nein,“ sagte Helgesen, „nun will ich nicht mehr tanzen. — Sollen wir ein wenig auf dem Wall spazieren gehen, Fräulein Kristiansen?“

„Nein, höre 'mal den an,“ rief Joffa — „man nennt

das übrigens spazieren gehen. — Ja, ja, komm denn Smith, Du bist nicht so empfindlich mit dem Du!"

Von der einen Seite hörten sie in weiter Ferne das Tanzen und die Musik hinter den großen Gebäuden — auf der andern Seite lagen die Schiffe tief drunten mit den schwarzen Masten und Masten kreuz und quer oben über den dunkeln Stämmen, mit einer Laterne ganz oben darauf und grünen, gelben und rothen Lichtern drunten, die sich in dem schwarzen, stillen Wasser abspiegelten — gerade darunter.

"Sollen wir uns hier setzen?"

Er legte den Arm um ihre Taille gerade wie im Tanze und setzte sich nahe zu ihr; sie merkte wieder den feinen Duft — sah und sah hinaus über den Wall auf all' die Prahme und Schiffe auf Hovedö.

Die Musik hörte man in der Ferne, bisweilen kam einmal ein Paar langsam flüsternd in der halbhellen Nacht an ihnen vorbei und suchte eine Bank.

"Nun glaube ich, sie spielen Rheinländer", sagte sie leise.

"Ja — sollen wir wieder hingehen und tanzen?"

"Nein —!"

Eine Weile war vergangen und sie hatten gesehen und ein wenig geplaudert. Es war gleich als wenn sie einander schon lange gekannt hätten. Er hatte ihr erzählt, daß er sie von „Grang“ aus bemerkt hatte, und daß sie das allerhübscheste Mädchen in Kristiania wäre — ja nicht das allein, sondern noch hübscher als alle Damen zusammen, und er hatte sie gefragt, ob sie nicht eine Schwester hätte. Nein — sie hatte keine Schwester, sondern nur einen Bruder, der krank war. Und er hatte so nett und vernünftig mit ihr gesprochen — gesagt, daß sie vernünftig und vorsichtig sein sollte und es nicht wie die andern machen, denen es nachher so schlecht ging — denn es wäre sehr gefährlich für sie, daß sie so hübsch wäre — sie könnte sich verloben und verheirathen — es könnte für sie nicht schwer sein, einen tüchtigen Mann zu bekommen, der ein wenig wohlhabend wäre. Ja, so hübsch, wie sie war, könnte es wohl leicht geschehen, daß sie einen Mann aus einer höheren Gesellschaftsklasse bekäme, sagte er, es läme nur darauf an, daß sie nicht dumm wäre und sich wegwürfe. Vor allem sollte sie nicht mit Joffa so viel gehen, denn Joffa hätte keinen guten Ruf, und es schadete ihr sehr, das wüßte er, daß sie mit Joffa ging. Er legte den Arm etwas fester um ihren Leib.

"Was ist das für ein schöner Duft, den Sie da auf sich haben?" fragte sie; „das ist gewiß furchtbar fein — ich habe den Duft früher nie gekannt.“

Er sagte, es hieß Eau de Lubin.

Ein Dampfschiff kam langsam, langsam zwischen der Festungsbrücke hervorgeglitten mit einem grünen Licht auf der Seite und gleichsam einem großen Stern oben im Mast.

"Ja, sie hatte es auch schon geglaubt, daß Joffa sehr leichtsinnig wäre, aber sie glaubte, das wäre nichts Böses.“

Ja — sie sollte mit Joffa gar nicht mehr zusammengehen — denn es würde nicht mehr lange dauern, bis Joffa die Vorladung bekäme — sagte er.

"Nein — ist es möglich?" Nein, da wollte sie wirklich nicht mehr mit ihr gehen. Das Dampfboot glitt hinaus.

"Das nimmt die innere Seite", sagte er.

"Jawohl.“

"Nein — sehen Sie!" Dort stieg eine Rakete von dem Dampfschiff in die halbhelle Nacht und es folgten noch mehrere.

"Ja, die gehen nämlich immer dort, die großen — nein, ich will Ihnen sagen, ich sage Ihnen das Alles von Joffa, weil ich wirklich großes Interesse für Sie empfinde, Fräulein — vom ersten Mal an — da habe ich gedacht, daß es traurig wäre, wenn diese Burschen, welche da herumlaufen, um junge Mädchen zu verführen, auch Sie kriegen und verderben sollten, denn ich wüßte es wohl, daß es nicht lange dauern dürfte, bis sie es veruchten, so hübsch wie Sie waren —"

"Darf ich Sie vielleicht etwas fragen?" fragte sie. „War es deshalb, weil Joffa so ist, daß Sie vorhin nicht mit ihr tanzen wollten?"

"Jawohl, ich will mit Joffa auch nicht tanzen, wenn es die Leute sehen.“

Sie schwiegen einen Augenblick — die Musik hinter den Häusern verstummte — es kamen mehr und mehr Paare — es war eine Pause.

"Denken Sie, — daß Sie so sind," sagte sie endlich, „das hätte ich doch nicht geglaubt.“

"Wie denn?"

"Nein — ich glaubte — daß Sie so wie die anderen Herren wären, die beständig hinter den Mädchen her sind und sie unglücklich machen — wenigstens die feinen Herren mit Cylinderhüten und hübschen Kleidern, die so auf Karl-Johann spazieren gehen — denn das sind die schlimmsten, und Sie sind am feinsten gekleidet von ihnen allen zusammen.“

"So dachten Sie, ich wäre auch der Schlimmste" — er lachte. „O — ja — ich bin auch einmal ein bißchen so gewesen — ich bin ja nicht mehr so jung — vielleicht hätte ich auch anders gehandelt, wenn ich Ihnen nicht so sehr zugethan gewesen wäre; aber Sie erscheinen mir viel zu gut dazu, um den gewöhnlichen Weg zu gehen — ich will Ihnen wohl — denken Sie daran — ich will gern, daß wir gute Freunde werden sollen, und denken Sie daran — wenn Sie in irgend eine Art von Ungelegenheit gerathen sollten, so kommen Sie zu mir,

und wenn ich Ihnen auf irgend eine Art und Weise mit Rath oder That helfen kann, so werde ich es sehr gern thun. Wollen Sie das?" Er hielt sie fest gegen sich gedrückt.

Sie begannen eine Polka. Kurz darauf verschwanden die Paare, die halb in der Dunkelheit verschwommen vor ihnen auf und abgingen; nur die Schildwache blieb wieder bei den Kanonen mit Hovedö hinter sich stehen.

"Ja danke," flüsterte sie und lehnte das Haupt an seine Schulter. Sie roch den feinen Duft — Edelweiß hatte er es genannt — ihr war, als wenn ihr ganz sonderbar und wüßte davon im Kopfe würde.

"Nun ist es wohl am Besten, wenn Sie nach Hause gehen" — sagte er — „ich werde Sie begleiten. Wo wohnen Sie?"

"Nordstadtgasse Nr. 7. — Ja, aber wir müssen doch Joffa suchen!"

"Haben Sie denn Alles wieder vergessen — daß Sie nämlich mit Joffa nicht zusammen sein sollen? Außerdem ist es unmöglich, sie dort drinnen unter all' den Menschen zu finden. Kommen Sie, wir wollen gehen — lassen Sie mich unter — nein, nicht so los — Sie verstehen das Unterfassen noch nicht — das müssen Sie erst lernen — Sie müssen sich nämlich viel, viel mehr auf den Arm stützen, sich darauflehnen — ja, ja — so geht es an — so, daß ihre Schulter gegen meine stößt, so — ja!"

"Hier müssen wir stehen bleiben," sagte Albertine an der Ecke der Vallegasse und Nordstadtgasse.

"Gott! es ist drinnen noch Licht — die Alte sitzt noch auf — weiter dürfen Sie nicht kommen.“

"Wollen Sie einen Tag wieder mit mir zusammen sein, wenn ich Ihnen schreibe?" fragte er. „Ich muß nämlich noch mehr mit Ihnen plaudern, besonders wenn ich Sie im Auge behalten soll.“

"Ja, ich will gern mit Sie zusammen sein — es ist gerade, als wenn ich Sie schon sehr lange gekannt hätte.“

"Und dann will ich Ihnen noch etwas sagen, Albertine — Sie müssen „Sie“ und „Ihnen“ nicht verwechseln — Es hört sich nämlich nicht hübsch an, wenn man das thut.“

"Ja, Gott — ich will ja gern lernen, feinzusprechen. Ich — werde — Ihnen sehr dankbar sein. — Nur sagen Sie mir mehr derartiges, das wäre sehr liebenswürdig von — Ihnen.“

Er drückte sie an sich.

"Wie sagten Sie doch, daß das hieß — das Duftende, das Sie haben?"

"Eau de Lubin —"

Er bog sich nieder und küßte sie —

"Gute Nacht.“

"Gute Nacht.“

Sie blieb in einem Duft von Eau de Lubin mit halbhoffenen verwunderten Lippen stehen. Sein Schritt verlor sich die Vallegasse herab.

Sie blieb einen Augenblick stehen. Der Himmel war voll von Sternen.

Dann ging sie langsam hinein.

Die Alte sah auf dem Stuhle am Ofen in ihrem 17-ten-Maisstaat. Sie sah auf. Sie hatte geweint. Albertine ging zu ihr hin.

"Ich blieb lange aus.“

### Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Ragi („Deutsche Worte“).

(10. Fortsetzung.)

Ein Wohlgefallen, welches mit dem Manierssystem nicht ganz in Einklang steht, sucht der Bauer in seiner Rede stets abzuleugnen oder zu schwächen, darum nennt er das schlanke Stadtmädchen einen „Baunstedden“; ein kindliches, liebes Benehmen, das auf dem Lande selbst bei den Kindern selten ist, heißt „kindisch“; ein guter Wigmacher, der sich über die Manier hinwegsetzt und alle Späße vorbringt, die ihm sein gesunder Wig ein giebt, wird, wenn auch nur scherzweise, ein „rechter Todel“ genannt; und wenn die Unterhaltungen junger Leute von solchen, die nicht dazu gehen können oder sonst zurückbleiben, als „Dummheiten“ bezeichnet werden, so denkt man nicht etwa dabei an das lobende mittelhochdeutsche „tumb“ (muthwillig), sondern ganz reell an das neuhochdeutsche „dumm“ (ungeschickt, tölpisch). — Es kommt mir vor, als wären solche Spott- und Schimpfwörter über natürlich-wohlgefällige Dinge nur ein Akt der Rache von Seiten des Bauerngemüthes, welches sich durch das mit der angelegenen Manier im Widerspruche stehende Wohlgefallen unangenehm gefügelt fühlt und daher die Ursachen dieses unliebamen Kitzels, jene Dinge, mit Schimpfnamen belegt. Auch soll durch diese lesteren die eigene Aufmerksamkeit und die Aufmerksamkeit der Umgebung von dem Gefühlszustande des „Gefügeltten“ sofort abgelenkt werden auf jene so arg betitelten äußeren Objekte als solche; der Bauer, besonders der ältere, hängt nämlich derartigen widermanierlichen Gefühlen nicht gerne nach, noch weniger aber will er sich von anderen Leuten bei solchen ertappen lassen. Die Landleute selbst sind sich dieser ihrer Eigenheit, zu tadeln was zu loben wäre, bewußt, wie die öftmalige Anwendung des Sprichwortes „Wer schimpft, der kauft“ auf derartige Spötter erkennen läßt. Nur traurig, daß auf das Schimpfen das thatsächliche Kaufen nicht folgt, d. h. daß das Streben fehlt nach dem natürlich wohlgefällenden Guten; sondern da dieses Spötteln über die Vorzüge und Einrichtungen besser Gebildeter überall in der Bauernwelt einen bereitwilligen Widerhall findet, so be-

ruhigt man sich gegenseitig und bekräftigt sich im alten Schlandrian. — Ein Sprichwort, das ich erst in der Stadt gehört habe, lautet: „Was sich liebt, neckt sich.“ Am Lande neckt der Bursche die Dirne nicht nur: wenn er „ordentlich“ genug ist, um ihr sein Gefühl des Wohlgefallens an ihr nicht zu verrathen, so ist er zum Ersatz für die entfallende Zärtlichkeit recht grob mit der Dirne und thut ihr möglichst viel zu Leide. Freilich sind die jungen Leute oft „nichtsinnig“ genug, einander ihre Gefühle zu verrathen und sich gegenseitig schön zu thun. Aber der verheirathete „ordentliche“ Bauer ist, wenigstens öffentlich vor anderen Leuten, mit seiner Magd desto strenger und unnachsichtiger, je hübscher sie ist. — Ein Beispiel, daß diese Grobheit für unterdrückte Zärtlichkeit stellvertretend eintritt, u. zw. schon bei Kindern, kann ich aus meiner eigenen Vergangenheit anführen. Als Schulknabe fand ich schon an einem oder dem anderen Schulfeldchen ein Wohlgefallen; meinen Kameraden ging es gewiß nicht anders. Am liebsten hätten wir also mit den Mädchen gekostet und gespielt, wüßten aber, daß dies „eine Sünd“ sei. Daher lauerten wir ihnen auf dem Schulwege in einer Straßenunterwölbung auf und schlugen sie mit Distelbüscheln ohne jedweden äußeren Anlaß. Gewiß eine großartige Verleugnung seiner selbst.

Ist der wohlgefällige Gegenstand im Besitze des Redenden, dann ist Spott und Schimpf selbstverständlich nicht am Platz. Aber ein ehrliches Bekenntniß des Wohlgefallens wäre in diesem Falle noch verhänglicher als im obigen, denn, da der Bauer seine Habe als zu seiner Wesenheit gehörig betrachtet und geneigt ist, sich mit seinem Besitze ganz zu identifiziren, so wäre der Ausdruck des Wohlgefallens an einem moralisch oder materiell eigenen Objekte nichts als ein Wohlgefallen an sich selbst, eine riesige Unbescheidenheit, die belanntlich im Manierssystem ebenso wie in der Klosterdisziplin allerstrengstens verboten ist. Der Bauer muß daher, wenn schon nicht in seinem eigenen Denken und Fühlen — was ihm gar nicht gelingen würde — so doch vor Anderen diesen ihm wohlgefälligen Gegenstand ausdrücklich herabsetzen, als unbedeutender darstellen. Der kleine Ignaz hat bei der Schulprüfung vom Herrn Dechant das schönste Prämium, vom Katecheten noch überdies ein in hellen Farben ausgeführtes Bildchen erhalten. „Das ist wohl (d. i. unstrittig) eine Ehre für das ganze Haus“, sagt manierbesessen der von geheimem Neid erfüllte Nachbar zu Ignazens Vater. Dielem klingt solche Anerkennung wie Musik — aber er sagt etwas ganz Konträres. „Würde wohl von den anderen Knaben auch mancher so viel gewußt haben — dem meinigen hat's halt just (d. i. zufällig) gerathen!“ So wird zuerst das Verdienst des Kleinen gelehnet und erst hinterher folgt dann noch die Erwähnung, daß Ignaz zu Haus allerdings stets beim Büchel gesehen ist u. s. w. — Da geht der brave, hauswirthliche Rentbauer in den Marktsleden; er hat eine kleinere, nette Wirthschaft, und obgleich er nicht unternehmend ist im Sinne unferes modernen Geschäftsbetriebes, so ist er doch verhältnismäßig sündiger und „weiß mehr für einander zu bringen“ als die anderen Bauern in der Umgebung. Ihm begegnet der „schwere“ Pannhuber, ein Mann der's nicht nöthig hat, so zu „haben“ und Alles auszutüpfeln wie Andere, als z. B. der Rentbauer: „Na, wie geht's denn dem Rentbauer?“ fragt nun der „Schwere“ in großmüthiger Zuversicht. „Mkingott!“ ist die Antwort, „wie's halt Unjereinem geh'n kann. Lauter Schererei alleweil. Mein Köffel hat, mein ich, die Huf-reh', ich muß zum Ruchschmied gehen, — eine Kuh wär' zum Käubern und kann nicht dazukommen. Das Vieh-futter ist jetzt auch gar so viel lug (d. i. rar) bei uns.“ So sucht er alles nur auffindbare Mißliche hervor und klagt darob — sagt aber nicht, daß er eigentlich zum Fleischhauer und zum Müller geht, zu Ersterem, um ihm zwei schwere Käuber anzubieten, zu Letzterem, um zu fragen, was er heuer durchschnittlich für den Regen schönen Weizen zahlt; und je mehr der Rentbauer seine Erfolge verhehlt, je mehr er seine Hauswirthschaft, den Gegenstand seiner größten Freude, klagend und lamentirend herabsetzt, desto größer ist seine Freude im Geheimen, weil er sich dann in seinem Wohlgefallen ungestört und vor Neid oder etwaigem „Verjchreien“ sicher fühlt.

„Ja,“ jagt nun zur Verabschiedung der Pannhuber mit überlegenem Lachen, „das geht bei uns auch nicht anders“, und erwartet, daß sich Rentbäuerlein — das Gegentheil denkt.

Eine krankhafte Sucht, alles Subjektive und besonders alle Freude an dem eigenen Besitze oder Erfolg zu verbergen, ein dadurch immer mehr gesteigertes und genährtes Mißtrauen gegen die Mitwelt, ein altüberlieferter Aberglaube, daß eine ausgerebete Freude den Neid finsterner Mächte erzeuge, eine eingewurzelte Reservirtheit, alles dies kommt jenem Maniergebot zu Hilfe, welches die verpönte *complacontia sui* mit der *complacontia rerum suarum* identifizirt, den freien Ausdruck natürlichen Wohlgefallens verkümmert und unterdrückt. Da heißt es nicht mehr: „Geheilte Freude ist doppelte Freude“, sondern eher „Selber essen macht fett.“

Wir haben nun die Art und Weise, wie der Bauer sein natürliches Wohlgefallen ausdrückt, besprochen. Was ist jetzt über die Aeußerungen des natürlichen Mißfallens zu sagen?

Schon von jeher ist die Aufmerksamkeit des österr-eichischen Volkes mehr dem Mißfälligen zugewendet, als dem Schönen, wenn auch das Mißfällige, gleich-

zeitig mit der Apperzeption, vom Gefühle verurtheilt wurde. Zum Beweise hierfür erinnere ich an den Reichthum der Volkssprache an Wörtern, welche die verschiedenen Nuancirungen des üblen Geruches, des entstellenden Weinens oder Lachens u. s. w. bezeichnen, während für das gegentheilige Schöne oder Wohlgefällige, z. B. den guten Geruch, nur ein einziger und zwar zusammengesetzter Ausdruck vorhanden ist (das „schmeckt schön“). Der österreichische Volksgeist ist mehr negativ, ironisch, sarkastisch, alles zerlegend; auch diese Eigenschaft des Oesterreichers ist in der Volkssprache durch die zahlreichen stereotyp gewordenen Ironien hinlänglich markirt. Seitdem aber unser Landvoll das Joch des Manier-systems auf den Nacken trägt, seitdem so viele innere Anlagen unterwerthet, und äußere Gelegenheiten zur Hebung der geistigen und materiellen Verhältnisse unbenützt bleiben, seit dieser Zeit findet der Bauer in Folge solcher Versäumnisse in sich und außer sich noch viel mehr Unangenehmes, Mißfälliges, das sich ihm aufdrängt. Dadurch wurde jener Widerwille an der eigenen Natur und an der Welt erzeugt und genährt, der zur alten Klosterdisziplin sich so wohl schickt. Der Bauer mußte, bei steigendem Verdruß an allem Irdischen, Natürlichen, desto begieriger nach dem ihm gebotenen Uebernatürlichen greifen. Leider hat sich diese Idee vom Uebernatürlichen, vom überweltlichen Guten im Gegensatz zur verderbten Natur, bei dem Landvolke zu dem Eingangs charakterisirten Manier-system verbreitert.

„Im Wein liegt Wahrheit“ sagt ein altes Sprichwort. Wenn der Bauer mit einem leichten Käufchen aus dem „Stadel“ heimwärts wandert, ganz allein auf dem schattigen Waldpfad, vorüber an den schweigenden Wegkreuzen, wenn er sich von Niemandem beobachtet fühlt, dann redet er mit sich selbst und giebt sich, wie ihm ist, natürlich und ohne Manier, denn — „im Wein liegt Wahrheit“.

Ich bin schon so Manchem in gewisser Entfernung unbemerkt nachgegangen, habe so Manchen belauscht — aber nie habe ich eine Aeußerung des Wohlgefallens, der Freude vorbringen gehört, etwa: „Wie schön diese Amsel singt!“ „Wie angenehm kühl es in diesem schattigen Holze ist!“ „Wie ich mich schon freue, meinem Weibel das Heutige erzählen zu können!“ Nichts Derartiges. Immer hörte ich solche einsame Wanderer nur räkonniren, brummen über dies und jenes, einem Nachbar, einem Gerichtsbeamten, einem Kaufmann wünschen, „daß es ihm heimgeht“, oder ähnliche Eruptionen eines übel affizirten Gefühles — lauter Ausdrücke des natürlichen Mißfallens.

Das Mißfallen gelangt also viel leichter, viel reichlicher zum Ausdruck als wir dies oben vom Wohlgefallen konstatiren konnten. Bezieht sich das Mißfallen auf Sachen oder Thiere, dann kann man sogar direkt behaupten: es wird unfehlbar und jedesmal ausgesprochen — außer es bezieht sich etwa auf etwas „Heiliges“ (einen religiösen Gegenstand). Weiß doch mancher Bauer den ganzen Tag nichts anderes zu reden, als zu „raunzen“, d. i. zu lamentiren und zu ächzen. Und selbst an wohlgefälligen Dingen wird zuerst immer das etwa doch anklebende Mißfällige hervorgehoben und zum Ausdruck gebracht; das Lob kann hernach unterbleiben. „Ich weiß nicht, wie's heut wieder ist — Viehfutter ist noch keines daheim — regnen will's auch schon wieder — der Stall schaut auch schon wieder aus — der Stiefel drückt mich auch, finde keine anderen Fußsephen — die Dreifcher werden uns auch wieder zu lange warten lassen“ — in dieser Weise wird den ganzen Tag fortgeleiert und dabei verräth die Stimme eine solche Verzagtheit, ein solches Unterliegen unter dem Eindruck des Unangenehmen, daß man sich beim Anhören peinlichst berührt fühlt, so lange man mit ihnen sympathisirt. — Auch Scheltworte werden oft genug ausgesprochen, aber immer in verglimpfter Form: „Jeders, das auch noch!“ Saperlot, auch das Strohhaden habe ich schon wieder vergessen“, — aber gerade in den Scheltworten zeigt sich wenigstens eine gewisse Selbsterhebung über das Mißliche und Unliebame, also kein völliges Aufgehen im Mißfallen, keine gänzliche Desperation.

## Aus der Geschichte der englischen Steuern.

I. s. Der Kampf der wirtschaftlichen Interessen findet immer sein treues Spiegelbild in der Gestaltung der verschiedenen Zweige der staatlichen Ordnung. Dieser Satz hat insbesondere auch Anwendung auf das Steuerwesen. In Anknüpfung an einen eingehenden Aufsatz von Voche: „Die Idee der Steuer in der Geschichte“ (Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen, VII. Jahrg., Bd. I.) heben wir in Folgendem einige Hauptpunkte aus der Geschichte des englischen Steuerwesens hervor, die eben so viel Belegstücke für die Abhängigkeit der politischen Bewegung vom ökonomischen Interessenkampfe sind.

Als Wilhelm der Eroberer am Ende des 11. Jahrhunderts England eroberte, räumte er mit der bestehenden Ordnung der Dinge so gründlich auf, daß gewissermaßen erst in diese Zeit der Anfang der Geschichte des heutigen England zu setzen ist. Wie es, bei unentwickelten gesellschaftlichen Zuständen, seit jeher bei Eroberern der Brauch war, führte auch Wilhelm der Eroberer in England eine Lehnverfassung ein. Das heißt, er theilte seine Macht, nämlich das eroberte Land nebst den darin wohnenden Leuten, — wie er wohl nicht anders konnte — mit denen, durch deren Hilfe er es gewonnen hatte. Damit waren sofort drei Klassen gegeben, deren Interessen keineswegs zusammenfielen: das Königthum, das Vasallen-

thum und die Leibeigenen, von denen sich ein eigentliches Bürgerthum — entsprechend den unentwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen — noch nicht abgegliedert hatte. Vorerst waren es jedoch nur die ersten beiden Klassen, deren Interessengegenatz zum Ausdruck kam. Nur sie besaßen anerkannte Rechte. Die Vasallen waren gewissermaßen selbst Könige, die in ihren Besitzthümern und mit ihren Leuten nach Belieben schalten konnten — woran sie es denn auch nicht fehlen ließen. Ihre Verpflichtungen den Königen gegenüber bestanden lediglich in Kriegs- und Hofdiensten. Bald erschien es den Vasallen bequemer, sich wegen dieser Dienste sowohl im Frieden als auch im Falle eines nöthig werdenden Kriegszuges — insbesondere bei Einfällen der Dänen — durch Geld abzufinden: Schildgeld und Dänengelder. Mit den letzteren war den Königen eine willkommene Gelegenheit gegeben, auch sich selbst nebenbei zu bereichern. Es versteht sich aber von selbst, daß sich die Vasallen gegen solche Uebergriffe der Könige energisch verteidigten und es durchsetzten, daß die Höhe der „Dänengelder“ von einer von ihnen gewählten Vertretung, einem Parlament, festgesetzt werden mußte. Mit bewundernswerther Ausdauer waren von da an die Könige bemüht, möglichst viel zu fordern, und das Parlament, möglichst wenig zu bewilligen.

Allmählich entwickelten sich aber die wirtschaftlichen Verhältnisse in einer Weise, daß den Wünschen beider Parteien gleichzeitig ganz gut entsprochen werden konnte: Ein in Städten wohnender ansehnlicher Bürgerstand kam auf, dem man noch ein ziemliches Maas von Schatzung bieten konnte. Und die Könige verzehten nicht, diesen günstigen Umstand nach Möglichkeit auszunutzen. Kopfsteuern und „Rauchbeller“ (wahrscheinlich nach Feuerstellen umgelegt) wurden eingeführt; und die Kaufleute mußten die nicht gering bemessenen Bedürfnisse des Hofes an ausländischen Erzeugnissen decken — angeblich wegen des Schutzes, den der König dem Handel angedeihen ließ. Auf diesem Wege ließ sich zwar viel erreichen aber doch nicht genug für die Bedürfnisse des königlichen Hofes; zum Theil wohl auch, weil die Verwaltung der Steuern nicht die beste war. Man trat deshalb mit den Städten wegen Uebernahme von Pauschsummen in Unterhandlung — neben welchen die vorhin genannten Steuern natürlich bestehen blieben. Aber die Städte waren klug genug, sich die Leistungen, die sie als Kommune übernahmen, je länger je mehr durch Ertheilung von politischen Rechten bezahlen zu lassen.

Damit hatte sich der Bürgerstand von der Masse des politisch rechtlosen Volkes abgegliedert. Und je größer die materielle Macht wurde, welche ihm die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse in die Hände gab, um so mehr wuchs auch der politische Einfluß, den er sich dadurch erkämpfte. So finden wir späterhin Geburtsaristokratie und Geldaristokratie immer als würdige Bundesgenossen neben einander, wenn es galt die Lasten des Staates auf die Schultern der besitzlosen Masse abzuwälzen und die Vortheile sich selbst zuzuwenden.

Gegen die fortwährend wachsenden Anforderungen der Könige machte sich ein immer größer werdender Widerstand bemerkbar. Und als der durch seine Gewaltthaten ohnehin verhaßte Johann 1204 neben den früheren Handelsabgaben auf die Ein- und Ausfuhr einer Reihe von Artikeln einen Zoll von  $\frac{1}{16}$  des Werthes legte, war die Grenze der Opferwilligkeit überschritten. Er sah sich genöthigt in eine Beschränkung seiner Machtbefugnisse zu willigen: die „magna charta“ (die erste englische Verfassungsurkunde) setzte fest, daß er ohne Zustimmung des Parlaments keinerlei Geldhilsen erheben sollte; auch der Zoll sollte aufgehoben werden. Die letztere Bestimmung kam allerdings nicht zur Ausführung; der „Fünftzehnte“ wurde vielmehr forterhoben, bis Eduard I. eine neue Regelung vereinbarte. Neben dem dergestalt festgesetzten „Pfundgeld“ trat aber auch späterhin immer wieder der geliebte „Fünftzehnte“.

Schon in dieser frühen Zeit war man wegen der Unzulänglichkeit des jeweiligen Steuerertrages genöthigt, auf die Ermittlung immer neuer Steuerquellen zu sinnen. Eine Erhöhung bestehender Steuern war nämlich, ohne auf allgemeinen Widerstand zu stoßen, meist nicht möglich. So versiel man am Ende des 12. Jahrhunderts auf die Einführung der Besteuerung des beweglichen Vermögens und der Grundrente, bei der die Armen steuerfrei blieben. Damit hatte man schon verhältnismäßig früh eine Steuer gefunden, welche dem Grundhabe der Billigkeit wenigstens von ferne entsprach. Allein den Reichen behagte es durchaus nicht, ihrem Vermögen entsprechend zu den Staatslasten beizutragen. Und obwohl der Adel nicht vergessen hatte, seine Macht zu gebrauchen, so daß auf ihn nur  $\frac{2}{3}$  des Steuerjahres kamen, der auf die Bürgerlichen Anwendung fand, so war er doch mit den Bürgern um die Wette nach Kräften bemüht, durch niedrige Einschätzung die Lasten von sich abzuwälzen. Die Folge davon war natürlich ein gänzlicher Verfall der Steuer. Nach längerem Hin- und Herschwankeu, nachdem man auch 1338—41 zu einer Naturalsteuer in Wolle gegriffen, glaubten die Reichen 1377 ihr Interesse nicht besser als durch Einführung einer allgemeinen Kopfsteuer wahren zu können. Jede Person — ohne Unterschied des Vermögens — sollte 4 d. bezahlen; nur von Pfändenbesitzern sollten 12 d. erhoben werden. Das hieß aber doch den Bogen zu straff spannen. Und nach zwei Jahren erzwang ein allgemeiner, an Aufruhr grenzender Unwille die Einführung einer abgestuften Klassensteuer. Allein so rasch ergaben sich die Macht-

haber nicht. Und schon im nächsten Jahre versuchten sie es wieder mit einer Kopfsteuer von 12 d. Die natürliche Folge blieb nicht aus. Es kam zu einem förmlichen Bauernkrieg, der zwar mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde, aber doch die Abschaffung der Kopfsteuer zur Folge hatte. Die herrschenden Klassen mußten also schon zusehen, wie sie sich auf anderem Wege behelfen. Und da erschien der „Fünftzehnte“ und sonstige Zölle noch immer als das Bortheilhafteste.

Im Jahre 1435 hatte das Andrängen der Massen zum ersten Male einen bedeutenden aber vorübergehenden Erfolg. Es wurde eine progressive Besteuerung des Einkommens eingeführt, nach welcher bei 5—100 Pfd. Einkommen 6 d., bei 100—400 Pfd. 8 d. und bei mehr als 400 Pfd. Einkommen 2 sh. Steuer vom Pfund Einkommen bezahlt werden sollten. Bald jedoch griff man wieder zu den alten Steuermitteln, dem „Fünftzehnten“ u. s. w., bis im Anfange des 17. Jahrhunderts eine neue etwas dauerhaftere Regelung durchgeführt wurde. Diese, „Beihülfe“ genannt, setzte eine Abgabe von 4 sh vom Pfd. St. Bodenertrag und 2 sh. 8 d. vom Pfd. des beweglichen Vermögens fest.

In der Zeit der Revolution endlich, nach dem Sturze Karl I., wurde diejenige Steuer eingeführt, die sich späterhin einer ganz besonderen Beliebtheit, nicht nur bei den englischen Finanzmännern zu erfreuen gehabt hat. Die „Akzise“ stand damals schon in Frankreich in Blüthe, als sie in England auf Gegenstände wie Bier, Fleisch, Salz, Wein, Zucker, Tabak u. s. w. eingeführt wurde. Zwar war die Folge ein allgemeines Aufstand, der jedoch von den aus Geburts- und Geldaristokratie bestehenden Parlamenten niedergeschlagen wurde, ohne das Fortbestehen der Akzise zu beeinträchtigen. Voche bemerkt dazu:

„Es ist höchst bemerkenswerth, daß die Verbrauchsteuer ihre Entstehung einer Zeit der äußersten Gewaltthätigkeit in Bürgerkrieg und der Uebermacht der reichen Klassen über die Masse des Volkes verdankt, ebenso wie die Grundlasten von den Eroberern den vorher freien Bauern gewaltsam aufgebürdet worden waren. Im letzteren Falle erpreßten die Grundbesitzer von den Unterthanen außer ihrem eigenen Bedarf auch die Mittel für Bestreitung des Gemeinwesens, im eriteren Falle erpreßten überhaupt die Reichen den Bedarf für das Gemeinwesen von den Minderbemittelten und sogar von den Armen.“ Die Akzise entwickelte sich schnell und verbreitete sich allmählich über alle Verbrauchsgegenstände, deren die Verwaltung habhaft werden konnte.

In welchem Maße diese Steuer gerade das Volk belastete, erzieht man daraus, daß von einem Ertrage von 448 550 Pfd.-St. nicht weniger als 376 456 Pfd.-St. auf Bier entfielen.

Der Revolution folgten bald unruhige Zeiten. „In der Unklarheit, in der Bedrängniß von Seiten des äußeren Feindes, in dem Kampf der Parteien im Innern (S. 63) bei der tief eingewurzelten Gewöhnung der herrschenden Klassen, sich für die allein Berechtigten im Staate zu halten, die Arbeitenden aber nur als misera contribuens plebs (elende Steuerfanille) zu betrachten, welcher man nur nicht mehr aufbürden darf, als sie tragen kann und als ohne Erwidung eines gewaltsamen Widerstands thunlich ist . . . fing die Abwälzung der immer steigenden Lasten auf das Volk erst recht an, und nur in einzelnen Maßregeln trat die Absicht der Herrschenden, einen entsprechenden Theil der Last auf die stärkeren Schultern zu legen, mehr zum Schein, als mit einem wirklichen Ernst und mit Erfolg zu Tage.“

Man wandte sich mit bewundernswerthem Eifer der Ausbildung der Akzise und der Zölle zu. In wie hohem Grade dabei die Absicht, die Staatslasten auf die Armen abzuwälzen, wirklich erreicht wurde, muß dahin gestellt bleiben; denn zum Theil wird die Erhöhung der Preise wohl eine Erhöhung der Löhne bewirkt haben. An dem guten Willen von Seiten der Reichen, sich durch eine derartige Steuererhebung nach Möglichkeit zu entlasten, und an Widerstreben gegen diese Absicht von Seiten der Massen hat es jedenfalls nicht gefehlt.

Nur das äußerste Widerstreben der Massen und der Druck der Verhältnisse konnten dieses System brechen. Als daher Pitt 1784 an die Spitze der Verwaltung trat, mußte auch er sich auf bescheidene Reformen innerhalb des Systems beschränken. Der heftigste Widerstand der herrschenden Klassen ließ nur in sehr geringem Grade zu, daß die Zollsätze auf die verschiedenen Verbrauchsgegenstände so geändert wurden, daß eine gerechtere Belastung erzielt wäre. Im Jahre 1797 machte Pitt, unter dem Druck der äußeren Nothlage, einen energischen Versuch, die Vertheilung der Steuern mit dem Grundhabe der Leistungsfähigkeit in Uebereinstimmung zu bringen, ohne allerdings das bisherige System der Verbrauchsabgaben aufzugeben. Es handelte sich dabei gewissermaßen um eine Zugsteuer auf Kutschen, Diener u. s. w. Das Resultat war ein „unerhörter“ Mißerfolg, und Pitt bezeichnete nachher das Verhalten der steuerpflichtigen Klasse als „schamlose Umgehung oder vielmehr abscheulichen Betrug“. Jedoch schon im nächsten Jahre trat Pitt mit einem neuen Plane hervor, bei dem das Einkommen direkt als Maßstab genommen wurde. Und in der That bequemte sich jetzt die Aristokratie mit und ohne „von“, der Noth gehorchend, wenigstens die kleine ihr von Pitt zugeordnete Last auf sich zu nehmen; es galt ja auch die Ausgaben ihrer Kriege gegen Frankreich und Napoleon zu bestreiten, an denen das Volk nicht das mindeste Interesse hatte. Mit Beendigung des großen Krieges hatte aber die Opferbereitschaft ihr Ende erreicht, und

man griff 1816 sofort wieder ausschließlich zu den Zöllen und Verbrauchsabgaben.

Es wird nicht in Abrede zu stellen sein, daß die Erfindungskunst im Aufspüren von Auflagen und Abgaben sich erschöpft und alles geleistet hatte, was möglich war — nur nicht eine vernünftige und gerechte Besteuerung. So ziemlich die ganze Last ruhte auf den Schultern der Schwächeren.

In unserem Jahrhundert hat man endlich mit dem alten System der Zölle gebrochen und ist an ihrer Stelle wieder zu den direkten Steuern zurückgekehrt. Freilich war auch bei dieser Entwicklung der Eigennutz der Machthaber die eigentliche Triebfeder. Die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse hatte jetzt aber die Industriearbeiter anstatt der Großgrundbesitzer an die einflussreichste Stelle gebracht. Dementsprechend waren es die Interessen der Ersteren, die sich vor allen Uebrigem Berücksichtigung erzwingen. Der Industrie waren die hohen Kornzölle eine Fessel, die ihre Erzeugnisse vertheuerte und dadurch deren Absatz erschwerte. Die Fabrikanten hefteten daher die Fesseln gegen die Kornzölle auf, welche denn auch diesem vereinten Ansturm erlagen; mit ihnen fielen aber die Zollschranken überhaupt, welche bis dahin England vom Auslande abgeperrt hatten.

Man wird anerkennen können, daß durch diese Entwicklung, welche die Einkommensteuer als notwendiges Glied des Aufgabewesens — allerdings neben Verbrauchsabgaben insbesondere auf alkoholische Getränke — einbürgert, eine etwas gerechtere Besteuerung Platz gegriffen hat. Die wirkliche Bedeutung derselben für die arbeitenden Klassen wird allerdings nicht sehr hoch zu veranschlagen sein. Denn schließlich kommt es ja doch nicht darauf an, was der Arbeiter an Steuern abgibt, sondern darauf, daß er mit seinem Einkommen — es mag besteuert sein oder nicht — möglichst auskömmlich zu leben vermag. Und das hängt von der Lohn-, nicht von der Steuerbewegung ab.

### Ein Bettler im Jenseits.

Die amerikanischen Zeitungen, die dafür bezahlt waren, publizierten einen Nachruf und eine biographische Skizze von Herrn Goldwurm's Erdenleben; Beispiele wurden angeführt von guten Handlungen, die er in seinem Lebenslauf beim besten Willen nicht hatte vermeiden können. Die Familie war der Gesellschaft eine konventionelle Trauer schuldig und unterzog sich derselben vorschriftsmäßig. Und während der Gottesmann sich über die christlichen Tugenden des Verstorbenen verbreitete und ihm einen Himmelsitz in nächster Nähe Gottes anwies, und während die junge Wittve in Kummer zu vergehen schien, waren seine Söhne und Töchter von der ersten Frau mit dem Rechtsanwalt in Verathung, um sich auf gesetzliche Anfechtung des väterlichen Testaments vorzubereiten.

Da ich einige Zweifel hegte, ob Herr Goldwurm einen Platz in Abraham's Schooß bekommen würde, so folgte ich ihm auf seiner Himmelfahrt, um den Verlauf der Dinge zu beobachten.

Und ich sah, wie er an der Pforte der heiligen Stadt anlangte, in seiner Rechten die Schlüssel, die ihm der Kongreß zur Befriedigung seiner eigenthümlichen Instinkte auf Erden „bewilligt“ hatte. Er probirte sie in dem Schloß der Pforte, aber — sie paßten nicht.

Er sah sich also genöthigt anzuklopfen und er rief nach dem Portier und war entrüstet, daß man da drin so lange machte.

Doch schließlich kam Sankt Peter zum Vorschein und fragte, wer da sei.

„Ich, Goldwurm, einer von den goldenen Bierhundert.“

„Ei, was Sie sagen,“ sprach Sankt Peter. „Was war denn Ihr Geschäft auf der Erde?“

„Aktienverwässerer und Eigenthümer der Spring Valley Coal Mine.“

„Was wollen Sie denn hier?“ jagte Sankt Peter.

„Ich will dieses Thor geöffnet haben. Eure Unverschämtheit ist beleidigend für die Würde eines Herrn von Bildung und feiner Sitte; Ihr werdet Euer Benehmen zu erklären haben, sobald ich drinnen bin.“

Sankt Petrus telephonirte dem Personalstandsengel, nachzusehen, ob Herrn Goldwurm's Name in den Büchern sei. Er erhielt eine verneinende Antwort und bedeutete Herrn Goldwurm, daß er nicht zugelassen werden könne.

„Wie! Was! Ich — Ich kann nicht hineingelassen werden?“ — Und Herr Goldwurm vergaß sein Lächeln; er begann dem Petrus Vorstellungen zu machen; er führte all das Edle an, das er im Namen des Herrn gethan; wie er Universitäten dotirt, Bibliotheken gestiftet, aus seinen kolossalen Mitteln den Bau von Kirchen gefördert und liberal zur Errichtung von Denkmälern großer Todten beigeuert habe.

Sankt Peter: „Haben Sie denn alle diese Reichtümer, von denen Sie so freigiebig ausgeht, erzeugt?“

Goldwurm: „Ja, — Nein, das heißt, nicht direkt produziert, ich lieferte den Kopf und Andere die Arbeit!“

Sankt Peter: „Waren Sie ein Ingenieur?“

Goldwurm: „Nein, ich war Kapitalist.“

Sankt Peter: „Die Menschen bekommen hier all den Werth, den sie erzeugt, aber auf der Erde nicht konsumirt haben; mit anderen Worten, die Ueberschüsse dessen, was sie auf Erden verdient haben, werden ihnen hier gegeben, um damit das neue Leben anzufangen. Und da Sie eingestehen, daß Sie niemals etwas produziert oder verdient haben, können wir Sie hier aus dem einfachen Grunde nicht zulassen, weil der Himmel auf den Unterhalt von Habentischen nicht eingerichtet ist. Aber ich zweifle nicht, daß Seine satanische Majestät sich ein Vergnügen daraus machen würde, Ihren Wünschen zu dienen.“

Herr Goldwurm lächelte nicht. Aber er erklärte, daß er an das Oberbundesgericht der Vereinigten Staaten appelliren würde, wo er auf Entgegenkommen rechnen könnte. Und das war das Ende meiner Vision.

Aus des „Farmers Stimme“.

### Aus der Nähe.

Sage mir, hast Du schon einmal einen Ball gesehen oder Mustl gehört, zum Beispiel vom Fenster aus?

Wie dumm schreien uns die Tänzer und Tänzerinnen. Wie Puppen drehen sie sich! Es scheint uns lächerlich, wenn sie den Mund öffnen und schließen, ohne daß wir einen Laut vernehmen! Wie dumm ist das Gesicht, welches lacht, ohne daß wir den Grund kennen! Oder jagen wir, Du bist im Zimmer! Wie dumm erscheint Dir das Gelächter auf der Straße.

Du trittst zum Fenster.

Du siehst zwei ernste Herren, die sich auf dem Wege unterhalten.

Wie komisch ist ihr Ernst!

Einer öffnet und schließt den Mund nach dem Takt, gestikulirt mit den Händen. Der zweite senkt das linke Ohr und hört andächtig zu. Hier wechseln sich wieder die Rollen!

Endlich verabschieden sie sich von einander, reichen

sich die Hände, machen sich Komplimente, verlängern die Gesichter zum Lächeln. Dann geht jeder seiner Wege.

Das Dämnest ist doch der Uebergang, den Du in diesem Augenblicke bemerkst, namentlich komisch wirkt die Anstrengung des Menschen, wieder ernst zu erscheinen; die Augen sind schon finstern, aber das Gesicht lächelt noch. Gewöhnlich wendet sich der Mensch in diesem Augenblicke um, ob denn Niemand bemerkt hat, wie er allein gehend lächelt. Er fühlt selbst, wie komisch er aussieht.

— — — Ueberdies kommt uns überhaupt alles lächerlich vor, dessen Grund wir nicht kennen.

Vielen Menschen sind auch die Thränen des Volkes lächerlich, denn sie sehen sie von weitem. Sie sehen das Volk weinen und wissen nicht warum.

Treten Sie nur näher, meine Herren, und das Lachen wird ihnen vergehen! — — — Mazuranc.

### Gewerkschaftliches.

Eine sehr stark besuchte Versammlung von Handlungsgehilfen, welche den großen Saal der Bodbrauerei füllte, fand Freitag, den 31. Oktober, unter Vorsitz des Genossen Aug. Dinger statt. Genosse Alb. Auerbach sprach in derselben über „Der Kaufmann und die Sozialdemokratie.“ Derselbe schilderte zunächst den schweren Stand, den der Kleinkaufmann dem Großkapital gegenüber einnehme, wie derselbe unter Sorgen und Kämpfen immermehr in die Reihe des Proletariats zurückgedrängt werde. Es bleibe dem Kleinkaufmann, nachdem seine sogenannte Selbstständigkeit vernichtet sei, nichts weiter übrig, als sich wieder um eine Stelle als Handlungsgehilfe zu bewerben. Bei dem übergroßen Angebot falle es ihm, dem älteren Manne, dann sehr schwer, auch nur für das geringste Gehalt Stellung zu finden. Aus diesen Gründen liege es im Interesse jedes Kaufmanns sich der Sozialdemokratie zuzuwenden. Redner geht dann auf die Verhältnisse im kaufmännischen Beruf näher ein. Er kritisiert die übermäßige Ausbildungszeit und die Ausbeutung der Lehrlinge in den sogenannten Lehrlingshäusern. Er ermahnt die Handlungsgehilfen, sich zusammenzuschließen, um eine Sonntagstrafe und Verkürzung der Arbeitszeit erkämpfen zu können. Eine verkürzte Arbeitszeit würde Tausenden von Kollegen wieder Arbeitsgelegenheit geben. Redner kommt dann auf die Arbeiterkassen-Kommission des Reichstags zu sprechen und weist darauf hin, daß einzig und allein die drei sozialdemokratischen Mitglieder derselben für wirklichen Schutz der Arbeiter, sowie der Handlungsgehilfen eingetreten wären. Er schließt mit der Aufforderung an die Handlungsgehilfen, sich der Sozialdemokratie anzuschließen und zur Vertretung ihrer Interessen der „Freien Vereinigung der Kaufleute“ beizutreten. In der Diskussion traten einige Antisemiten, welche zahlreiche Besinnungsgeoffenen zur Seite hatten, den Ausführungen des Referenten in meistens persönlichem und gehässigem Geschimpfe auf Sozialdemokratie und Juden entgegen. Sie wurden jedoch in gebührender Weise abgelehnt und verließen, nachdem eine von ihnen eingebrachte Resolution abgelehnt war, unter großem Lärm die Versammlung. Die übergroße Mehrheit entschied sich für den Anschluß an die Sozialdemokratie. Der agitatorische Erfolg dieser Versammlung kann ein befriedigender genannt werden; es ließen sich 33 Gehilfen als Mitglieder in die „Freie Vereinigung der Kaufleute“ aufnehmen.

**Branke- und Begräbniskasse der Berliner Gürtler und Bronceure** (C. H. Nr. 69). Sonntag, den 9. November er., Vorm. 10<sup>1/2</sup> Uhr: Außerordentliche General-Versammlung in den Zentral-Bezirken, Oranienstr. 181. Tagesordnung: 1. Rechnungslegung. 2. Verschiedenes. Mitgliedsbuch legitimirt. Um recht regen Besuch bittet der Vorstand.

### Literarisches.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, J. D. B. Dießler Verlag) ist soeben das 5. Heft des 9. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Arbeiterauschüsse. Wie die Bourgeoisie ihrer Revolution gedenkt. Von G. Plechanow. Deutsch von G. Kritisches. (Schluß). — Zum hundertsten Geburtstag Adolf Dieckhoff's. Ein Gedicht von Rolf Jordan. — Der boulangistische Zusammenbruch. Von Paul Lafargue. — Zum „Jubiläum“ eines vergessenen Redes. Von Reinhold Kuegg. — In eigener Sache. — Notizen: Kranheiten — ein Logus. Adersbach in Irland. — Penitenten: Der große Kritiker. Revue von Herbert Clarke. Aus dem Englischen von Regina Bernstein.

Am 1. Oktober begann der 4. Jahrgang der

## Wiener Mode

Jährlich: 24 Hefen, 48 kolorirte Modebilder, 12 Schnittmusterbogen.

fl. 1,50 Schnitte nach Maß gratis. Vierteljährig M. 2,50 Probenummern in allen Buchhandlungen.

**Albert Auerbach,** Berlin S., Kottbuser Damm 7.

**Schuh- und Stiefel-Lager** für Herren, Damen und Kinder. Reelle Bedienung. — Feste Preise.

**W. Gründel's Restaurant** (früher: R. Wendt.)

**Dresdener-Strasse 116.**

Arbeitsnachweis und Verlethe der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und Abendtisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier. 2 Villards. — Saal zu Versammlungen. Fernsprech-Anschluß. Amt Nr. 575.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

**Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.**

1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

**Herrmann Wuttke,** Friedrichsbergerstr. 24 pt.

## Achtung Metallarbeiter!

Sonnabend, den 15. November, in der Brauerei Friedrichshain (früher Lipp):

**1. großes Stiftungsfest** des Allgem. Metallarbeiter-Vereins Berlins und Umgegend, unter Mitwirkung mehrerer Gesangsvereine.

Die Ballmusik wird von der 20 Mann starken Kapelle des Musik-Direktors Herrn

**Schonert** ausgeführt.

Prolog. Festrede, gehalten vom Vertrauensmann der Metallarbeiter Deutschlands.

Um 12 Uhr: **Große humoristische Polonaise**, verbunden mit **Bombenregen**.

Eröffnung 7<sup>1/2</sup> Uhr. Anfang 8 Uhr.

Entrée für Herren 50 Pf., Damen 30 Pf.

Hierzu sind sämtliche Metallarbeiter, welche als Delegirte zur Gewerkschafts-Konferenz geschickt werden, eingeladen.

Zur gefälligen Beachtung: Der Saal ist gut gebohnt!

Das Vergnügungs-Komitee.

J. A.: P. Metz, Dieffenbachstr. 37, Seitenflügel 2 Tr.

64. Waldemar-Strasse 64.

## Schuh- u. Stiefelwaaren-Lager

von **Ernst Grossmann.**

Große Auswahl in Herren-, Damen- und Kinder-Schuhen

und Stiefeln jeder Art. Billige Preise.

Reelle Bedienung.

## Achtung! Metallarbeiter!

Den Mitgliedern des **Allgemeinen Metallarbeiter-Vereins Berlins**

und Umgegend zur Nachricht, daß vom **Montag, den 17. November** ab die

**Bibliothek** von **Schmidt**, Ritterstraße 112 nach **Adalbertstraße 16 pt.** bei

**Wersähe** verlegt wird.

Die Bibliothek-Kommission.

J. A.: R. Wegner, Oranien-Strasse 23a.

Unterzeichneter, 33 Jahre alt, körperlich gewandt, gesund mit physischen Arbeiten vielfach vertraut seit längerer Zeit für die Arbeiterfrage produktiv schriftlich thätig, sucht, da gegenwärtig ergebnislos, Stellung, gleichviel welche. Auskunft über mich ertheilt auch die Redaktion des „Thüringer Volksfreund“ in Sonneberg i. Th.

**Albin Schwendemann.**

**Roh-Tabak**

empfehle in allen Sorten in billiger Preislage

**H. Herholz,**

145. Brunnenstraße 145.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

**Cigarren u. Tabake.**

Dieselbst Filiale des Metallarbeiter-Verein und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

**Otto Klein**

Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

**Schuhwaaren.**

Großes Lager aller Sorten

**Schuh und Stiefel**

für Damen, Herren und Kinder.

**Ehr. Geier,** Oranienstr. 4.